

Der Stampfer

Erzählung aus der Urschweiz von Josef von Matt

Zeichnungen: Mily Dür, Zumikon 1921-2016

Nidwaldner Kalender 1957

Die Sonne schaut mit schiefen, misstrauischen Strahlen ins Riessbachtal hinunter. Leichtsinnige Wolkenballen fahren ihr vor der Nase und unter dem runden Gesicht vorbei. Weite Schatten legen sich auf das Dorf Rohrwil, schleichen über die breiten Heimwiesen im Tal, klettern die Bergmatten hinauf und über die Tannenspitzen des steilen Waldes. Und dann, wenn sie an den Felsen bis an die Grate und Zinnen fingern, bläst sie der Frühlingswind in den Schnee hinauf, und die Sonne lacht sie aus.

Auf dem holperigen Hohlweg, der in einem engen Rank in die ebene Talstrasse einmündet, fährt ein schwerer Wagen mit Langholz. Der Bauer führt die hitzigen Pferde langsam und vorsichtig auf die Strasse zu. Schweiss rinnt ihm über das Gesicht und die Enden seines buschigen Schnauzes zittern. Er weiss, wie schwierig das Manöver ist, hier einzubiegen. Weit holt er aus. Aber trotz aller Vorsicht streifen und zwängen die langen Hölzer. Nun hebt er die Peitsche, schlägt auf die Rosse ein und will, dass sie das Fuder aus der Klemme reissen. Die Räder ächzen und knarren. Der alte Knecht beim Hinterwagen ruft Halt. Aber der Bauer will es zwingen. Nochmals schreit und schlägt er auf die Pferde ein. Die Deichsel bricht. Die Pferde bäumen sich und tänzeln. Der starke Fuhrmann zwingt sie zur Ruhe. Das Fuhrwerk bleibt zwischen dem grossen Stein und dem hohen Strassenport eingezwängt stehen.

Die Hupe eines Autos gellt grell und ungeduldig. Die Pferde schrecken auf. Der Bauer flucht. Er kann den Fahrer hinter dem Fuhrwerk nicht sehen, braucht alle Kraft die Rosse still zu halten. Die Hupe heult wieder und wieder. Der Bauer ruft dem Knecht, der gruchsend unter dem Wagen durchkriecht und gibt ihm die Zügel. Dann klettert der Bauer das Port hinauf und über die Hölzer hinweg nach hinten.

Mit finsterer Miene geht er auf das Auto zu und ruft: „Könnt ihr nicht still sein, macht mir die Pferde ganz verrückt!“ Der Mann im Auto streckt Kopf und Hand aus der Wagentüre und schreit zurück, er habe keine Zeit so lange zu warten, man solle gefälligst sofort die Fahrbahn frei machen. Da stampft der Bauer mit seinem schweren Bergschuh drei-, viermal auf den Boden, legt seine Faust so fest auf die Motorhaube, dass sich das Blech biegt und ruft: „Seht Ihr

denn nicht, was los ist. Still jetzt, wenn Euch der Wagen und das Leben lieb ist, sonst kracht's.“

Der Fahrer will aus dem Wagen springen. Nun er aber des Bauers Fäuste auf sich zukommen sieht, versteckt er sich geschwind wieder auf seinem Sitz. Aus dem halboffenen Fensterlein ruft er gerade noch: „Wer nicht fuhrwerken kann, der soll daheim auf dem Ofen sitzen bleiben.“ Nun kommt des Bauers stampfender Schuh überhaupt nicht mehr zur Ruhe. Er schaut Fahrer und Gefährt mit einem einzigen abschätzenden Blick an und sagt zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor: „Ich gebe Dir noch einen Augenblick Zeit zum Nachdenken, Du stinkiger Grosshans. Wenn Du herauskommst und mir hilfst, das Fuhrwerk vom Platz zu schaffen, dann ist's gut. Wenn nicht, dann dreh ich Dir Dein Auto um, aufs Dach.“

Der Automensch in seinem Blech- und Glas Käfig lacht. Aber nicht lange. Er sieht, wie der Bauer auf die andere Seite geht, wie er unten anfasst, sieht das Gesicht, das ich von der Kraftprobe verzerrt und fühlt, wie sich die eine Wagenseite immer höher hebt. Im letzten Augenblick reisst er noch die Türe auf und springt hinaus. Dann gehen sie beide einträchtiglich und ohne ein Wort auf das Fuhrwerk zu und laden ab.

So ein Mann ist der Stampfer. Wer ihm in die Quere kommt, muss ihm dienen, oder er legt ihn um. Und seinen schönen Namen hat ihm sein schwerer, rechter Schuh eingetragen, der bei jeder Gemütsregung in heftig stampfende Bewegung gerät.

Nicht eben in bester Laune kam der Stampfer gegen Abend mit seinen schweren Rossen und der zerbrochenen Deichsel auf sein Haus zu. Er schaute nicht zu den blinkenden Fenstern hinauf. Finster und mit gesenktem Kopf schritt er beim Haus vorbei zum Rossstall hinüber, schirrte ab, tränkte die Pferde und schüttete Haber in die Krippe.

Stampfers Haus stand nahe am Dorfrand. Früher war es rings von saftigen, weiten Matten umgeben gewesen. In den letzten Jahrzehnten kamen Häuser und Gärten von der Dorfseite bis fast auf hundert Meter in seine Nähe. Seitdem der Stampfer aber Besitzer der Eymatt war, wurde nicht ein einziger Meter von seinem

Heimwesen verkauft. Stampfer war Bauer mit Leib und Seele. Stolz schaute er auf die Leute im Dorf herab, zeigte seine Kraft, verkündete seine Grundsätze: Nur wer Sturm und Hagel, Schnee und Hitze trotz, bewahrt seine Kraft. Unser Geschlecht wäre schon lange verserbelt, wenn es in gemauerten Häusern hocken, in dumpfen Stuben und Werkstätten den Tag verbringen müsste. Nur wer mit Boden, Wald und Alp zu wirtschaften hat, das ist ein vollwertiger Mann.

Seine zweitälteste Tochter Urseli bekam diese Grundsätze auch zu spüren. Der strenge Winter mit seiner wuchtigen Schneelast hatte das alte Balkenwerk über dem grossen Gaden auf eine harte Probe gestellt. Der Stampfer schaute im Frühling nicht gerne zum eingedrückten First seines Heugadens hinüber: „Sieht aus, wie der Rücken eines alten, ausgedienten Gauls“, sagte er brummend und bestellte den Zimmermann auf den ersten warmen Tag.

Des Zimmermanns Sohn hatte hellblaue Augen, breite Schultern, starke Arme, war wendig und witzig. Er sang bei der Arbeit von Edelweiss und Edelmilch, warf dann und wann ein lustiges Wort, einen kecken Spass aus seiner luftigen Höhe herab, wenn jemand vom Haus auf den Stall zukam. Und wenn gar das Urseli in seinem Blickfeld auftauchte, dann liess er den Hammer oder das Winkelmass fallen und benutzte dieses Ungeschick zu einem kleinen, heimlichen Schwatz.

Urseli zeigte bei solchen Gelegenheiten auffallend rote Backen und kam dann und wann mit Heublumen im Haar vom Gaden zurück. Mit besonderem Eifer trug es auch am Vormittag und Zabig Most und Käs auf den Heuboden hinauf. Nur schien es mit jeder Woche mehr Interesse an einer eiligen Rückkehr zu verlieren.

Der Vater war oft den ganzen Tag auswärts. An solchen Tagen dauerte es immer länger, bis der Peter, der hübsche, junge Zimmermann, den letzten Schluck aus dem Glas getrunken hatte, und Urseli wartete dabei nicht ungerne in

der heimlichen Ecke. Es wusste schon, dass die Mutter vom Küchenfenster aus auf die Strasse achtete und jedesmal, wenn der Vater kam, eine Warnung zum Stall hinüber rief.

Wenn der Vater von einer schweren Arbeit heimkam, mit seinen festen Schritten in die Stube trat, ächzend sich auf der Ofenbank niederliess, um seine groben Schuhe auszuziehen, dann schweiften seine Blicke ringsum und erspähten alles. Nicht selten höhnte er dann, wie sich das Weibervolk ein gutes Leben mache, gemütlich am Tisch sitze und Gemüse streichle,

Kräuterblättli zähle und an Wolle und Fäden fingerle, während er bei jedem Wetter alle seine Kräfte einsetzen müsse. Die Mutter liess ihn meistens lange reden. Dann erlaubte sie sich auch ein Wort zwischenhinein. Aber nur um ihm auf nette Art recht zu geben. „Ich sage ja immer, Du nimmst es zu streng. Du meinst immer, Du müsstest alles allein und in der kürzesten Zeit machen. Ja, Du hast schon recht, wir haben ein gutes Leben hier im Haus, weil Du so umsichtig für uns alles sorgst.“ Bei solchem Reden schaute sie immer verstohlen und ängstlich zu ihm hinüber, ob er das Rühmen gut aufnehme. Dann kam es vor, dass er zu erzählen

begann, was er heute und gestern geschafft und erreicht habe. Ein andermal erhob er sich mit einem Ruck, kam auf den Tisch zu, setzte sich auf die Eckbank hinter den breiten Schragentisch, griff nach Zeitung, Heften und Briefschaften, die in der Bankecke hoch aufgeschichtet lagen und begann zu lesen und zu studieren. Bald griff er dann nach dem Bleistift, um gewisse Stellen anzustreichen und Notizen an den Rand zu schreiben. Dann wusste die Mutter, dass sie den Tisch räumen und in der Küche verschwinden solle. Wer den Stampfer so bei der Arbeit sah, der wurde gewahr, dass hier ein wacher Geist, ein scharfer Denker sich in interessante Probleme vertiefte. Sein Kopf mit der gespannten, hohen Stirne, mit den tief liegenden Augen,



Nicht in bester Laune kam der Stampfer gegen Abend heim

die von buschigen Brauen beschattet blieben, bot einen markanten Eindruck.

Die Berichte und Akten nahmen ihn oft so gefangen, dass er Essen und Rauchen vergass. Nicht achtete, dass vom Stubli her Tellergeklapper und Gläserklirren zu ihm drang, das Gemurmel des Tischgebetes, das Rücken der Stühle und Trampen der Schuhe. Nie hätte es jemand gewagt, den Stampfer in solchen Fällen zum Essen zu rufen. Oft geschah es, dass er lange nach dem Abwaschen endlich aus der Arbeit aufschreckte und rief: „Ist bald Essenszeit? Ich komme“, und dann versenkte er sich wieder und noch für eine Stunde in seine Probleme.

Feuerwerk mit Liedern.

Am ersten August war es üblich, dass sich abends die Leute aus dem Dorf und dem Tal auf dem Platz vor der Kirche versammelten, die Bundesfeier mit frohen Liedern und mit einer Rede des Pfarrers einleiteten und dann mit sprühendem Feuerwerk beendeten.

Für diesen Abend aber hatte der Stampfer ein zweites Feuerwerk in Vorbereitung. Es sollte noch ein drittes und viertes daraus werden.

Längst waren die feierlichen Glockentöne verklungen, längst die jungen Leute der Eymatt aus dem Haus, immer noch schritt der Stampfer in der Stube hin und her. sprach laut vor sich hin, verwarf die Hände und Fäuste. Bereits hörte er die hellen Klänge der Trompeten, wieder begann er einen Gang von der Kammertüre im Bogen um den Ofen herum in die Ecke und zurück. Dann nahm er plötzlich den Hut vom Nagel und ging in den warmen Sommerabend hinaus und eilig dem Dorf zu.

Noch hörte er die letzten Worte aus der würdigen Ansprache des Pfarrers, sah, wie sich die Sänger und Mädchen zu einem Chorlied gruppierten. Ungeduldig wartete er auf das Verklingen der letzten Strophe, dann trat er unerwartet und breitspurig vor das Volk. Er kümmerte sich

nicht um die erstaunten Gesichter. Vor seiner mächtigen Gestalt verstummten die Näherstehenden.

Seine gewaltige Stimme übertönte allsogleich das Gemurmel der vielen Gespräche. „Meine lieben Dorf- und Talleute“, so begann er seine Rede, „die Bundesfeier ist schon recht, das Singen und Jodeln und auch das Feuerwerk. Mir ist es auch recht, dass wir am heutigen Tag der tapferen Ahnen und Vorväter gedenken, ihre Taten ehren und von der Freiheit sprechen. Aber diese Freiheit und das Recht eines jeden Landsmanns lebt nicht von schönen Worten und nicht von Gesängen und Raketen. Nicht nur die grossen Heldenväter hatten Taten zu vollbringen. Jede Zeit und auch die jetzige Zeit verlangt von den Eidgenossen mutige Taten. Ihr wisst, dass wir in unserem schönen, grossen Tal

in einem Käfig sitzen. Auf drei Seiten stehen die unüberwindlichen, ewigen Berge, und gegen das Land zu ist uns ein Riegel zugeschoben. Dieser Riegel, der uns einsperrt und von aussen jeden grossen Verkehr absperrt, das ist die alte Tobelbrücke.“

Schon begann er mit seinem rechten Fuss heftig auf das Steinpflaster zu stampfen, währenddem er mit eindringlicher Beredsamkeit schilderte, wie jedes schwere Fuder vor der Tobelbrücke abgeladen werden müsse. Kein grosser Gesellschafts- oder Lastwagen könne diese Brücke passieren. Die Fremden, die heute so gerne in ein solch schönes Bergtal kämen, schrecken davor zu-

rück, im Taldorf mit grossen Kosten kleine Wagen zu mieten. Die alte Holzbrücke sei zu niedrig und zu eng und in einem Zustand, dass sie unter jeder Last einbrechen könne. Sie müsse in allernächster Zeit durch eine grosse, tragfähige, moderne Betonbrücke ersetzt werden. Dann schilderte er und rechnete, was ihnen an Geld aus dem Fremdenverkehr jedes Jahr abgehe, was sie selbst wegen dem unnützen Auf- und Abladen bei der Brücke für Kosten hätten, und mit dem jämmerlich kleinen Postauto, das



Seine gewaltige Stimme übertönte allsogleich das Gemurmel der vielen Gespräche

schon jetzt ständig überfüllt sei und oft Passagiere zurücklassen müsse.

Er zeichnete ein betrübliches Bild mit seinen weitausgeworfenen Händen an den sternbesäten Abendhimmel hinauf und schloss dann seine Rede: „Heute, am Tag der Freiheit, hat es mich innerlich überwältigt, Euch, meinen lieben Dorf- und Talleuten zuzurufen, macht Euch frei, brecht endlich aus diesem Käfig aus, werft den Sperrriegel ins Tobel hinunter und reisst in der Schlucht ein breites Tor auf zur grossen Welt. Man muss rufen, wenn man gehört werden will. Ruft so laut, dass im ganzen Kanton und vor allem am Rathaus die Fenster zittern und dass auch in Bern am Bundeshaus die Scheiben klirren und die gemütlichen Herren dort in den schönen Sälen und behüteten Räumen einen Schrecken eingejagt bekommen. Was nützt es, den Tell und den Stauffacher zu rühmen, den Erbauer der Gotthardbahn und den Linth-Escher, wir selber müssen jetzt die Hand anlegen und die Türe zur Freiheit für unser Dorf und Tal aufmachen.“

Wohl tönnten einige kräftige Zurufe aus dem dicht ringsum stehenden Ring. Wohl stiegen ein paar Jauchzer in die Luft. Aber die grosse Menge blieb stumm. Die Leute waren von diesem unerwarteten Einbruch in die gewohnte Feier überrascht, sie empfanden die Rede als eine Verletzung des Altgewohnten, ihrer lieb gewordenen Tradition. Erst nach den letzten Liedern und während dem Funkensprühen und Raketknallen kehrte die frohe Stimmung wieder zurück.

Der Stampfer blieb auf dem Platz. Er hatte ein feines Gespür für die Wirkung seiner Rede. Finster blickte er vor sich auf den Boden. Dann ging er mit den andern in die Wirtschaft.

Feuerwerk mit groben Worten.

Im Sternen hatte der Tanz schon begonnen. Schon während dem Feuerwerk war die helle Stimme des Klarinetts auf den Platz gedrungen und nun drehten sich die Paare im Brummtakt der Bassgeige. Jasser fanden sich zusammen. Mädchen und junge Burschen drängten sich zwischen den Tischen. Jodel und Jauchzer ertönten und mit den Stunden verflog des Stampfers missmutige Miene.

Doch einmal, da er von den Karten auf und zu den Tanzenden hinsah, fuhr wieder wie ein Blitz ein Ärger über seine Züge. Der junge Zimmermann, der Peter, hielt des Stampfers Meitschi so wohlgebettet in den Armen und es schaute im lüpfigen Drehen so selig, ja für den Stampfer viel zu selig, in das lachende Gesicht Peters hinauf. Seitdem spielte der Stampfer zer-

streut und schaute viel auf die tanzenden Paare, und immer wieder sah er die beiden strahlenden Gesichter nahe beisammen.

Nach einem Matsch stand der Stampfer unvermutet vom Tisch auf, bezahlte das Spiel und den Wein und ging in den Ochsen hinüber. Wenn er aber vermeinte, dort besser Ruhe und Stimmung zu finden, dann verrechnete er sich. Dort sah der Brunnen-Veri mit jungen Leuten am hintersten Tisch und liess sich für seine frechen Reden und Witze Bier und Schnaps bezahlen. Er hatte den Stampfer nicht eintreten gesehen und fuhr deshalb unbekümmert fort, mit gellender Stimme des Stampfers Rede nachzuöffnen. Die Bauern im hinteren Teil der Wirtsstube hörten ihm lachend zu. Der Stampfer setzte sich in eine Ecke. Sein Kopf, von Wein und Wärme nicht eben bleich, wurde noch röter und dicker. „Wisst Ihr, meine lieben Kollegen“, rief der Veri über seinen Tisch hin, „wisst Ihr, warum der Stampfer so heftig für eine neue Betonbrücke auftritt? Kein Kunststück, das herauszufinden, ein Kinderspiel. Des Stampfers ältester Bub, der Zeno, der es beim Alten zuhause nicht mehr ausgehalten hat, der Zeno studiert doch Baumeister in der Stadt. Der soll doch bald einmal hier im Dorf ein Baugeschäft aufmachen. Das gibt dann eine schöne Arbeit für den Anfänger. Der kann ja alles wie der Alte, der kann die höchsten Miststöcke und die schönsten und besten Brücken bauen. Werdet sehen, der Stampfer wittert ein Geschäft, ohne den Batzen und den Franken kehrt der keine Hand um. Meint ihr, der steht da auf den Platz und vor das verehrte Publikum, ohne seinen Profit in der Nase zu riechen. Ich kenne den Stampfer, der bläst Euch ein Liedchen von Freiheit vor ...“ Urplötzlich, mitten im Satz verstummte der Veri. Er hatte nahe neben sich ein Stampfen auf dem Boden vernommen und nun sah er gerade voraus ein wutverzerrtes Gesicht mit stechenden Augen und einem buschigen, braunen Schnauz. Langsam und wie vergeistert stand der Veri vom Tisch auf. Auf einen winzigen Wink der Augen, die unverwandt auf ihn gerichtet blieben, ging er stumm vom Tisch weg und zwischen den Leuten durch, die ohne ein Wort, ohne eine Bewegung die beiden anstarrten.

Mitten durch die Stille und den Rauch schritt der Veri zur Wirtsstube hinaus und der Stampfer hinter ihm nach. Lange noch blieb es unheimlich still, bis ein Bauer das Wort fand: „Man muss ihm nach, der macht den Veri kaputt.“

Da die Mutigsten sich aufrafften, nach Hut und Stock griffen und aus dem Wirtshaus hinaustraten, sahen sie den Stampfer mitten in der

Strasse stehen und unverwandt dem Veri nachsehen, der langsam und gebeugt die Dorfstrasse abging. Der Stampfer hatte kein Wort zu ihm gesagt, er hatte sein Feuerwerk auf später verspart.

Eine Stunde später, da der Förster gemächlich heimzuschritt, trat der Stampfer hinter einer Hausecke auf ihn zu und fragte: „Verdient der Brunnen-Veri seinen Lohn bei der Arbeit bei Euch im Wald?“ Der so unvermittelt Angesprochene zögerte und wollte wissen, wie das gemeint sei. Der Stampfer gab kurz zurück, er meine es nicht anders als seine Frage laute. Unterdessen hatte der Förster am Klang der

Stimme und mit einem Blick auf das verschlossene Gesicht gemerkt, dass mit dem Stampfer zu dieser Stunde nicht gut Kirschen essen sei und sagte: „Nein, er ist kein guter Arbeiter der Veri, wenn's nicht wegen seiner kranken Mutter wäre, ich hätte ihm schon lange gekündigt.“ „Also, jag ihn zum Teufel“, sagte der Stampfer kurz, „ich dulde nicht, dass der Staat durch solche Halunken geschädigt wird.“ Der Förster wollte noch etwas einwenden, wollte sagen, dass der Veri andernorts wohl schwer Arbeit finden werde, und dass dann die Gemeinde die Mutter unterstützen müsse. Der Stampfer blieb stehen und sprach: „Mach, wie ich gesagt habe. Der Staatswald ist keine Pensionskasse. Sonst mache ich Ordnung beim Oberförster. Gut Nacht!“ Er liess den Förster stehen, kehrte um und ging in den Sternen zurück.

Über den Bergen zeigte sich schon das erste Morgenlicht, da der Stampfer auf sein Haus zuschritt. Bei der Türe zog er mit Poltern seine Schuhe aus und stieg in den Socken die Stiegen hinauf zur Mädchenkammer. Er drehte das Licht an.

Urseli lag im Bett, eine Blume im Haar und schlief mit einem seligen Lächeln. Der Stampfer schaute nicht lange auf das anmutige Bild, wie der hübsche Mädchenkopf im Kranz der wilden Haare in den Kissen lag. Mit ein paar Püffen verscheuchte er den Schlaf und den glücklichen

Frieden auf dem Mädchengesicht. Ein jäher Schrecken verbreitete sich um die verschlafenen Augen. „Vater, was willst Du?“ Es wollte sich geschwind aufsetzen, sank aber sogleich wieder in die Kissen zurück und deckte sich bis zum Hals hinauf zu. Der Vater trat nahe ans Bett heran und sagte in seinem übelsten Tonfall: „Du bist, wie ich sehe, auf den jungen Zimmermann, auf den Peter hereingefallen. Hast angebissen wie eine junge Forelle. Damit wir zwei im Klaren sind, sag ich Dir, mit dem ist Schluss, sonst gibt's Feuerwerk, verstanden! Aus und vorbei!“ Das Mädchen hörte das Stampfen seines Fusses, sah wie des Vaters starke Hände

nach der Bettstatt griffen, spürte die Matratze unter sich, wie bei einem Erdbeben in Bewegung geraten.

„Vater!“ schrie Urseli, jedes weitere Wort blieb ihm im Halse stecken, „Vater!“ Erbarmungslos schaute der harte Mann auf seine Tochter und nochmals stampfte sein Fuss, dann grollte wieder die rauhe Stimme: „So ist's und bleibt's jetzt abgemacht zwischen uns, einverstanden oder nicht, da gibt's nichts mehr zu ändern. Und überhaupt ist jetzt Zeit zum Aufstehen!“

Der feste Tritt ging über den knarrenden Boden der Türe zu. Urseli vergrub sein Gesicht in die Kissen und liess den Tränen freien Lauf. Nun bebte das Bett vom gar so heftigen Schluch-

zen und Weinen.

Die Mutter hörte in der Kammer unten jedes Wort, hörte auch das laute Ausweinen Urselis und das Rumoren des Vaters in der Küche. Sie machte Licht und schaute zum Kruzifix an der Wand auf. Dort suchte sie immer Trost und Rat. Ihre Lippen bewegten sich und ihre Gedanken schwärmten nach allen Seiten aus. Sie kannte diese Ausbrüche. Diese Gewitterzeiten, in denen das Grollen des Donners unaufhörlich daherrollte, kannte auch die Blitze, die aus den schwarzen Wolken herniederfuhren und da und dort einen Brand auflodern liessen. Ihre Erfahrung lehrte sie, nur jetzt nicht eingreifen, nicht widerreden. Warten, bis der Wind ausbutzt und



Urseli's Bett schwankte wie bei einem Erdbeben

das trübe Wasser aus allen Bächen und Gräben verlaufen ist, Gewiss werden auch wieder heitere und gar milde Tage in der Eymatt Einzug halten.

Wie war es damals gewesen, zur Zeit, da der Vater fast jeden Sonntag in einem andern Ort oder Kanton seine Reden gehalten. Da er für die Rechte der Bauern gekämpft für ein neues Gesetz. Wenn er von solchen Reisen heimgekehrt, müde und aufgeregte, waren ihm immer alle ausgewichen. Wen er da erwischt und zerzaust, dem waren die Federn in wildem Wirbel davongeflogen.

Und im Frühling vor einem Jahr, da er unvermutet, einhellig, von allen Bauern unterstützt, in den Regierungsrat gewählt wurde. Er wusste plötzlich kaum mehr wohin mit all seiner Kraft und seiner Unternehmungsluft. Wollte mit Gewalt den Bub, den Zeno, aus der Stadt heimholen. Weil ihm das nicht gelang, musste das Bethli herhalten. Die Gewitterwolken blieben den ganzen Sommer lang über dem Haus stehen. Da sie endlich weggezogen, ging mit ihnen auch das Bethli, ihr ältestes und liebstes Mädchen fort. Und niemand weiss bis heute, wo es ist, wie es ihm geht.

Die Gedanken der Mutter wandern zurück. Sie sieht ihren starken Mann wie ein Häuflein Elend auf der Eckbank sitzen. Die schweren Fäuste auf dem Tisch. Die starren Augen auf die verkrampften Finger gerichtet, stundenlang ohne ein Wort. Die Tränen, die über das harte Gesicht in den Schnurrbart rollen. Sie weiss, wie er Trost braucht und nicht annehmen will. Sie hört noch die Klage und das Jammern. „Kein Mensch will mich verstehen. Allen diene ich und verschleudere meine Kräfte. Tage und Nächte quäle ich mich um zu helfen, um ihnen eine bessere Zukunft, ein beschütztes Leben zu verschaffen. Was kann ich dafür, wenn sie verstockt und ohne Einsicht sind. Wenn eine Kuh nicht will, muss man sie mit Gewalt auf die fette Matte führen, muss sie an beiden Ohren reisen, bei den Hörnern packen. Aber die Menschen sind noch dümmer als das Vieh. Ein Brett vor den Augen und den Steckgrind im Nacken.“

Solche Selbstgespräche kennt die Eymatt-Mutter. Sie weiss auch, wohin sie führen. In einigen Tagen wird er Kräutertee trinken, wird sich heisse Umschläge machen lassen. Dann kann man mit ihm reden. Dann hört er zu wie ein Schulbub dem Kaplan. Und dann staunt er über die Gedanken anderer Menschen, über die eigenartige Berechtigung anderer Ideen. Dann redet er mit den Schulmädchen auf der Strasse, streichelt die Kühe im Stall, geht in die Matte hinauf und schaut lange, bis in den Abend hinein über das Dorf und das Tal hin. Warten,

denkt die Mutter, geduldig warten. Ihre Hand greift nach dem Rosenkranz.

Nach aussen aber, vor den Leuten und bis in das Rathaus im fernen Hauptort hinein, bleibt der Stampfer der Kraftmensch, der Mann mit der starken Faust, der sich vor niemandem fürchtet, und der mit unbeugsamem Willen seine Pläne durchsetzt. Sein Ansehen als Volksredner mit klaren, hämmernden Sätzen, mit träfen Ausdrücken und Vergleichen und mit scharfen Witzen, die einen Gegner ab dem Sessel heben können, auch dieses Ansehen bleibt unbeschadet und verbreitet sich immer weiter im Land. Was kümmern ihn die Vorwürfe seiner Kollegen: Er verstehe nichts vom Regieren. Das sei eine Kunst, die den scharfen Verstand, den festen Willen mit einer feinfühligten Hand verbinde. Klugheit, geschicktes Verhandeln und feinnervige Taktik erreiche mehr als Kraft und Gewalt. Der Stampfer geht seinen bisherigen Weg und kümmert sich nicht um die Scherben unter seinen groben Nagelschuhen. Er hat Kraft genug, einen Fehlgriff ein zweites Mal umso sicherer einzurenken.

Tüchtig im Reden und im Essen.

Von ennet dem See, aus dem Dorf Aaschwand, erhielt der Stampfer einen Brief. In zügigen, kräftigen Buchstaben schrieb ihm der Bauernsohn vom Hochboden und bat ihn, am übernächsten Sonntag nach Aaschwand zu kommen, um den jungen Bauern, die sich in letzter Zeit enger zusammengeschlossen hätten, einen Vortrag zu halten. Er sei ja die inner-schweizerische Autorität in neuzeitlichen Bauernfragen. An Interesse fehle es bei den Leuten von Aaschwand bestimmt nicht. Alle möchten gerne einmal den mächtigen Regierungsrat des Nachbarkantons ennet dem See kennen lernen und seinen Worten zuhören. Der Stampfer drehte das Schreiben nicht lange in seinen Händen. Er freute sich immer, wenn sich irgendwo junge Menschen für öffentliche Fragen interessierten. Er schaute in seinem Kalender nach, ob er an diesem Tag nicht eine andere Verabredung habe. Dann schrieb er kurzerhand zurück, er komme.

Ein kalter Wind pffiff durch das Riessbachtal hinauf, fegte die letzten Blätter von den Obstbäumen, verjagte den Rauch aus den Kaminen und rumorte mit Orgeltönen im Wald. Der Stampfer witterte Schneeluft, da er in das Postauto einstieg. Der holperige Wagen fuhr mit ihm durch die Ebene dem Bach nach, dann in einer schmalen Kurve in die Schlucht ein und donnerte über die alte, gedeckte Holzbrücke und den vielen Kehren und Biegungen im Tobel dem Fels nach bergab. Schwarz von Nässe

glänzten die hochaufragenden Tossen. Hierher drang nur selten ein kräftiger Sonnenstrahl. Dann weitete sich der Blick. Eine breite, sanft abfallende Ebene tat sich auf. Das Auto brachte seine Fahrgäste zur Bahnstation. Der Wind fegte nicht weniger kalt den Schienen nach, und dann noch wilder über den aufgewühlten See.

Der Stampfer kümmerte sich nicht um das Schaukeln des Schiffes, nicht um die letzten Fremden, die in ihre Mäntel gehüllt, die Schönheit und Berühmtheit der Ufer bewunderten. Er sass in einer stillen Ecke und blätterte in seinen Notizen.

An der Schiffflände erwartete ihn der Basti vom Hochboden. Er hatte des Vaters neuen Jeep für diese Fahrt extra fein gewaschen und gefegt. Sie hätten eben auf diesen Schiffskurs keine Postautoverbindung nach Aaschwand und so sei er jetzt eben der Postchauffeur. Der Stampfer stieg ein. Der Jeep setzte sich mit einem Ruck in Fahrt. Bald flatterten die Seitenteile, und der Wind pfiiff munter die Glut aus Stampfers Pfeife. Basti brachte Grüsse von seinen Leuten und erzählte, wie sie sich freuten, den hohen Herrn Regierungsrat in ihrer kleinen, aber aufstrebenden Gemeinde willkommen zu heissen.

Basti hiess eigentlich Sebastian. Als Schulbub hatten sie ihn immer Baschi gerufen. Im Militärdienst, bei den Gebirgstruppen hatte er einmal ein Wettbasten mitgemacht. Es galt, einen bockigen Gaul in kürzester Zeit tadellos zu basten. Die Traglast bis zur letzten Riemenschlaufe exakt und kunstgerecht aufzuschirren und marschbereit zu machen. Baschi erhielt den ersten Preis. Von da ab nannten sie ihn Basti. Dieser Mustersoldat vom Hochboden war inzwischen auch Feldweibel geworden und hatte gegen die ruhmvolle Abänderung seines Namens nichts einzuwenden.

Der grosse Saal im „Schlüssel“ zu Aaschwand war gesteckt voll Bauern, die den bekannten Redner mit einem dichten Rauch aus ihren Pfeifen und Stumpen begrüßten. Sie versprachen sich ein Vergnügen davon, einen so berühmten Mann zu hören, der mit Sachkenntnis und feurigen Worten ihrem Unmut Ausdruck gäbe. Sie erwarteten viel von ihm. Aber er übertraf ihre kühnsten Hoffnungen. Der Stampfer schlug schon nach den ersten zehn Minuten so fest mit dem rechten Schuh auf den Boden, dass sein Vortragspult wackelte. Seine Worte jagten wie ein Sturmwind über die Käsherren, die Milchpreisabstimmer, die Spekulanten, die Beamten her. Wäre das Bundeshaus nicht so weit weg und weit hinter allen Bergen gestanden, dann wären ihm wohl alle Ziegel ab dem Dach geflogen. Es braucht viel, um einen Saal voll

Bauern, die gewohnt sind jede Erregung zu verbergen, jeden Gedanken dreimal zu wenden, bis sie ihn an die Luft lassen, und braucht doppelt viel von einem Auswärtigen, diese Männer in Begeisterung zu versetzen. Aber der Stampfer weckte ihnen mit schlagfertigen Witzen die Lust zum Lachen, blies in die Glut ihrer nie erloschenen Taibi, streichelte ihre geheimsten Wünsche. Dann aber auch trumpfte er mit Zahlen auf und verglich die Verhältnisse in andern Ländern, sprach von Grund und Boden, von Scholle und Heimat. Und zuletzt formte sich sein Feuerwerk, das von Forderungen spritzelte und von erlittenen Ungerechtigkeiten gneistete, zu einem leuchtenden Schweizerkreuz.

Ein brausender Applaus überwallte seine letzten Worte.

Mit einem grossen, roten Taschentuch wischte sich der Stampfer den Schweiß von der Stirne, während er mit gewichtigen Schritten vom Rednerpult auf Bastis Tisch zuschritt. Dort wartete ein kräftiges Händeschütteln auf ihn und auch ein funkelndes Glas Rotwein. Bald kam auch ein respektables geräuchertes Rippli dazu. Der Stampfer war des Redens und des Essens mächtig.

Basti machte ihn mit den Leuten um den Tisch bekannt. Es waren meistens junge Bauernsöhne, die diese Versammlung vorbereitet hatten. Ganz unten am Tisch sass Bastis Vater und schaute mit prüfenden Blicken in des Stampfers erhitztes Gesicht. Sobald des Ripplis gebogener Knochen allein auf Stampfers Teller lag, schob Bastis Vater, der Hochbödeler, seine Hand den Tisch hinauf und sagte. „Herr Regierungsrat, wenn mich nicht beide Augen täuschen, dann sind wir doch beisammen am Gotthard im Militärdienst gewesen. Das ist jetzt wohl bald dreissig Jahre her.“ Der Stampfer nahm die dargebotene Hand und erkannte hinter den Runzeln und dem melierten Schnauz den damals jungen, rassigen Dienstkamerad. Damit war an diesem Tisch das Thema für den heutigen Abend festgelegt. Der regierungsrätliche Freund wurde nach dem ergiebigen Hock eingeladen, mitzukommen auf den Hochboden hinauf, um Haus und Stall, Heustock und Schweinemast zu besichtigen, um ermessen zu können, wie weit es sein damaliger Dienstkamerad gebracht habe.

Im Jeep fuhren sie zusammen die gewundene, enge Strasse hinauf auf den Hochboden. Ein breites, nicht eben grosses, altes Tätschihaus lugte ihnen in der Abendröte entgegen. Schmucke Lauben zu beiden Seiten, mit sonnenverbrannten Schindeln verrandet. Weisse, hohe Mauern liessen den Käskeller vermuten. Kleine, blitzende Fenster in enger Reihe zeigten weisse

Vorhängli. Eine Holzterappe führte im Freien in den Wohnstock hinauf. Breit und behäbig stand der Gaden daneben, in dem man durch die Balken den mächtigen Heustock gewahrte.

Der freie Rundblick aus der Stube bot ein abwechslungsreiches Bild von wilden Schneebergen, Felsen und Wäldern, über weite Matten zu stillen Ufern und zum dunkeln See.

Ohne auf das eben genossene saftige Rippli Rücksicht zu nehmen, trugen die Mutter, das Marie und das Annili Platte um Platte auf den Tisch, mit Gesottenem, Geräucktem, Gebratenem, mit Bohnen und Sauerkraut und dampfenden Erdäpfeln. Und als hätte der Stampfer seine kräftige Mahlzeit im Schlüssel vollständig vergessen, griff er mit Lust und Freude zu. Es gefiel ihm nicht nur das gute Essen. Die ganze Familie um den Tisch erfreute sein Herz, sein alter Militärkamerad und dessen rundliche Frau mit dem gütigen Lächeln. Die älteste Tochter Marie im vollen Blühen des schönsten Mädchenalters, das etwas jüngere Annili mit den kohlschwarzen Haaren und Augen, mit dem lustigen Lachen und den roten Backen. Der Ferdinand, der eben aus der Schule entlassen nun als Jungknecht daheim tapfer mitschaffte und dem die Freude am Bauern aus dem ganzen Gesicht strahlte. Der Walti, der Sechstklässler mit steckensteifen Haaren. Und dann der kleine Fons mit seinem breitbeinigen Tun und Helfen. Ein Schwesterbub, der einmal nach seines Vaters Tod hierher in die Ferien gekommen und dann die nächsten Jahre dageblieben war. Eine muntere und witzige Gesellschaft.

Das gemütliche Plaudern zog sich in die Nacht hinein fröhlich fort. Sie brauchten keine Spielkarten zur angeregten Unterhaltung. Und da der Stampfer in Bastis Zimmer hinauf geführt wurde und dort von allen Abschied nahm, blieben dem Basti nicht mehr viele Stunden, die er im Heugaden schnarchelnd zu verbringen hatte.

Von einem wilden Geissbock und einem bösen Einbrecher.

Der Winter kam über die Berge, warf Riesel und Schneeflocken in die Täler. Blies seinen kalten Atem in alle Ritzen und Spalte, in die Gräben der kleinen Wässerlein, bis sie erstarrten, rüttelte und bog die kahlen Bäume und zerrte ihnen die dürren Äste weg, machte die Strassen und Wege eisig und glatt. Die Säfte und Kräfte der Natur zogen sich in den Boden zurück, bis die Frühlingssonne sie wieder hervorlockte, bis der Föhn die Eiszapfen an den Felsen brach, den Schnee an die Hänge hinauf trieb und die Bäche überfüllte.

Grün kroch aus den Zweigen, aus dem Boden, aus den schmalen Ritzen in den Felsen, und Blumenfarben setzten sich überall hinein. Wie herrlich war es im Hochboden, die Frühlingswärme, den frühen Morgenglanz, den Aufbruch aller guten Kräfte der Natur zu erleben.

Nicht alle sind heute Frühaufsteher. Der kleine Fons bleibt diesen Morgen tief in seinen Kissen vergraben. Schon zweimal hat ihm Annili gerufen. Nun geht die Mutter in sein Bubenzimmer hinauf. „Fons“, ruft sie, „Fonsi, steh auf, solltest schon gewaschen und gestriegelt sein, ist doch heute Dein erster Schultag.“ Der Bub liegt der Wand zugekehrt, zieht und bläst ohne zu mucksen seinen Atem. „Du Lausbub, mach, dass Du aus den Federn kommst“, sagt ihm die Mutter ins Ohr. Nicht eine Wimper bewegt sich, nicht ein einziges seiner wilden Kruselhaare. Die Mutter rüttelt ihn, zieht ihm den Arm unter der Decke hervor. Wie ein Toter lässt er alles geschehen. Nun verliert die gute Mutter die Geduld, hebt ihn aus dem Bett und stellt ihn auf die Füsse. Wie ein leerer Sack sinkt er auf den Boden. „Nein, was Du für einen tiefen, schweren Schlaf träumst, Fons. Wart, ich will Dir helfen zu erwachen, ich will Dir den Traum und den Schlaf mit der Rute vertreiben, wart nur, bis ich die Rute gefunden habe.“ Endlich öffnet er einen winzigen Spalt breit das eine Auge. „Was ist denn? Ich kann nicht.“ „Was kannst Du nicht? Waschen sollst Du Dich, und dann auf den Weg. Bald ist's zu spät zum Frühstück. Der Walti wartet schon.“ Mit Müh und Not kann sie ihn in die Hosen stellen, schickt ihn zum Brunnen. Wie ein Nachtwandler geht er schlampig und schwankend vor ihr her.

Sein Milchtassli berührt er kaum. An jedem Bissen Brot würgt er, als ob er Kastanien mit samt den Schalen und Stacheln essen müsste. Endlich ist das neue Tschöpli zugeknöpft, die Schultasche auf den Rücken geschnallt. Walti wird ungeduldig, nimmt ihn bei der Hand und zieht ihn aus der Türe. „Hopp hopp, Fons, wir sind zu spät“, ruft der Walti, „am ersten Schultag muss man pünktlich sein, komm!“ Widerwillig lässt der Kleine sich ziehen. So verschwinden die Beiden über dem Hügelrand.

Kaum ausser Sichtweite bleibt der Fons stehen: „Du, Walti, ich muss zurück, ich habe den Griffel vergessen.“ Aber der Ältere hält ihn fest: „Schau doch zuerst nach, hast ihn doch gestern eingepackt.“ „Nein, nein, ich weiss gewiss, ich hab ihn noch gebraucht im Tenn, zum Holdermark ausstossen.“ Und flugs reisst er sich los und rennt hinauf. „Geh Du nur, Walti, ich komme nach. Ich habe flinke Beine.“

Walti rennt den schmutzigen Fussweg hinunter. Umsonst schaut er immer wieder zurück.

Der kleine Fons taucht nicht mehr auf. Er sucht auch seinen Griffel nicht. Er schleicht dem Hügel nach auf den Wald zu, versteckt sich im jungen Laub. Er wirft mit Steinen nach den Vögeln und beschwichtigt ein schlechtes Gewissen mit einer Jagd auf Feldmäuse. Die Sonne wandert unterdessen ihren kühnen Bogen. Fons schaut sich nach neuen Taten um. Am Waldrand meckert der Ziegenbock. Fons lockt ihn zwischen die Buchen hinein. Er versteht es gut, mit den Tieren umzugehen. Er ist ja bis heute den ganzen Tag im Stall und auf der Weide bei Kuh und Kalb gewesen. Nur noch diesen einen Tag, will er seine Freiheit kosten. Er hängt dem grossen Ziegenbock seine Schultasche an die Hörner. Ei, wie der um sich schlägt und den Kopf aufwirft und in den Wald rennt. Und der Bub hintennach, erwischt mit Not den kleinen Schwanz und will den Bock im schnellen Lauf über Stock und Stein aufhalten. Aber der Bock ist wild und stark. Fons fliegt über einen Wurzelstock. Der Geissbock schlägt die Tasche gegen Strauch und Stamm, bis sie leer und zerfetzt in den nassen Graben fliegt.



Ei, wie der Geissbock über
Stoß und Stein rennt.

Der missratene Erstklässler sucht zuerst mit Bangen den Griffel und den Schwamm, die Fetzen des Heftes und des Schulbuchs. Sie sind auf einem weiten Weg verstreut. Missmutig jetzt sich Fons auf einen Stein und denkt trübsinnig nach. Auf einmal springt er auf in einem wilden Satz: „Juhee, jetzt bin ich die Schule los. Ohne Schulranzen nimmt mich kein Lehrer an.“

In den nächsten Wochen gewöhnt sich auch der kleine Fons an die Schulstube, an den regelmässigen, halbstündigen Schulweg ins Dorf. Aber es kommen so bestimmte Tage, an denen er besonders traurig vom Hochboden fort und bergab geht. So ein Tag ist es, an dem die Mutter und s'Annili die Frühlingsputzete im „Guggi“ in Angriff nehmen.

Das „Guggi“ ist ein Ferienhäuschen, das einem Basler Ingenieur gehört. Es liegt am Waldrand, ennet dem kleinen Hubel, neben der gros-

sen Matte des Hochboden hinter einer Reihe von Eschen und Buchen versteckt und geniesst auf See und Tal einen herrlichen Ausblick. Ein schmuckes, kleines Häuschen, das mit seinem braunen Holzwerk, seinen Lauben und dem weit ausladenden Dach gut in die Landschaft passt.

Dies Jahr hat der Ingenieur aus der Stadt ausnahmsweise früh die Ankunft angemeldet. – Er könne zwar nicht selber kommen; weil er eine Auslandsreise unternehmen müsse. Er habe für den Sommer das Guggi an einen befreundeten Chemiker vermietet, dessen Kinder einmal ergiebig Berg- und Waldluft geniessen sollten. Er möchte die Leute im Hochboden bitten, seine lieben Freunde eben so herzlich zu empfangen, wie er es all die Jahre habe erleben können.

Alle Bewohner im Hochboden waren von dieser Nachricht enttäuscht, denn der Ingenieur war ein guter und gar lieber Herr, und seine Frau und die bald erwachsenen Kinder waren immer sehr freundlich und wohlgesinnt gewesen. Nun musste man wohl in Kauf nehmen, wer da am nächsten Sonntag ins Guggi einziehen

würde.

Mit Schrubber und Kessel bewaffnet, gingen die Mutter und Annili am frühen Morgen in das Ferienhäuschen hinüber, öffneten Türen und Fenster, liessen die Sonne herein und die dumpfe Winterluft hinaus. Mit Schrecken gewahrten sie die Spuren eines Einbrechers.

Die Betten waren zerwühlt, die Wolldecken verschwunden, die Böden verschmutzt, Kerzentropfe auf allen Möbeln, leere Weinflaschen lagen in der Stubenecke, die Asche war vor dem Ofen herum verstreut. Ein grosser Schaden war nicht angerichtet. Es zeigte sich jedoch, wie die Vorsicht berechtigt war, alle wertvollen Stücke über den Winter in das Bauernhaus hinüber zu nehmen. Annili sah sofort, dass der Einbrecher durch das Küchenfenster eingestiegen sein musste.

Im Laufschrift kam Fons gegen Mittag den Fussweg hinauf direkt auf das Guggi zu. Für ihn war diese Putzete ein Fest, mit oder ohne Einbrecher, er durfte helfen, Waschkessel tragen, Bodenlumpen schwenken, mit einem langen Besen nach Spinnnetzen jagen, war überall im Weg, und nach seiner Ansicht die wichtigste Figur der ganzen Belegschaft.

Wie Basti mit Hammer und Stechbeutel die Angst vertreiben kann.

Am Sonntag kam Basti gegen Abend etwas zu spät vom Dorf zurück. Er zog sich schnell um und ging in den Stall zum Melken. Schon hatte er einige Eimer in die Brente geschüttet und wieder zischte der Milchstrahl im gewohnten Summ Samm, Summ Samm in den Kessel, da hörte er eine unbekannte, ausnehmend wohlklingende Stimme vor dem Haus mit der Mutter reden. Es war ein fremder Dialekt mit städtischen Anklängen vermischt, der wohltuend heimelig klang. Basti konnte seinen Gwunder nicht verbeissen. Er musste unter die Gadentüre stehen und schauen, wer da so freundlich und herzlich mit seiner Mutter sprach. Basti sah ein grosses, schlankes Mädchen in einem einfachen, bunten Rock mit einem Milchkessel bei der Haustüre stehen. Er sah nur den Rücken, den hohen, weissen Hals und dicke, blonde Zöpfe, die um den Kopf zu einem Kranz aufgesteckt waren. Ob das die angemeldete Frau Doktor aus dem Guggi war? Aber Stadtfrauen sprachen auf eine andere Art. Die Zeit wird das Rätsel lösen, dachte Basti und verschwand im Dämmerlicht des Stalles.

Noch am selben Abend erhielt Basti Bescheid, er solle ins Guggi hinüber gehen. Nochmals schlüpfte er also in die Sonntagshosen und machte sich auf den Weg. Der neue Mieter begrüsst ihn etwas nervös. Er erklärte dem Basti, dass er morgen früh schon wieder abreisen und an die Arbeit gehen müsse. Seine Frau und die Kinder aber bleiben die nächsten Monate hier. Seine Frau sei etwas ängstlich und fürchte sich, allein hier zu sein, wenn nicht einige Sicherungen angebracht werden könnten. Er möchte nicht Handwerker aus dem Dorf kommen lassen, weil sonst der Einbruch bekannt würde und noch andere Landstreicher auf dieses Häuschen aufmerksam würden. Er fragte nun den Basti, ob er wohl am Küchenfenster ein Gitter einsetzen und an den Fensterläden feste Haken anbringen könne. „Ich bin kein Schreiner und kein Schlosser“, sagte Basti überlegend und den Schaden musternd, „aber wenn ich das Gitter im Dorf machen lassen kann, und die Haken, dann wird das kein grosses Kunststück sein, alles diebstahlfest zu verstärken.“

Die Frau Doktor kam herein mit zwei herzigen Kindern, zwei Mädchen, die bleich und zappelig in der Stube herumtanzten. Basti begrüsst die kleine, zierliche Frau und dachte, das ist also nicht jene mit dem Milchkesseli. Diese jammerte entsetzlich, wie sie sich gefreut habe, hier in diese ruhige, herrliche Landschaft zu kommen. Und nun habe ihr der Einbruch einen fürchterlichen Schrecken eingejagt. Bast meinte trocken: „Das ist gewiss kein Grund zur Angst, sobald das Häuschen bewohnt ist, kommt kein Mensch je in die Nähe. Überhaupt ist jetzt wieder das Telefon in Betrieb. Sie können uns jederzeit telefonieren, wir sind ja in zwei Minuten da und wollen dann den Einbrecher schon in die Finger nehmen, dass er seiner Lebtag mit einem krummen Rücken spazieren muss und niemals mehr bergauf gehen kann. Und überhaupt will ich schon dafür sorgen, dass Sie das Haus zumachen können wie einen Geldschrank.“

„Also, diese Nacht bin ich noch hier“, beruhigte der nervöse Chemiker, „und morgen werden Sie, junger Mann, die Verteidigung der Burg sogleich kräftig an die Hand nehmen, nicht wahr.“ Basti wusste zwar nicht, wie er sein Versprechen halten würde, aber er drückte kräftig die dargebotene Hand, trank gerne und ergiebig von dem offerierten Wein und verabschiedete sich schwungvoll als der Inhaber des allergrössten Vertrauens.

„Hast Du Kühe, grosse, echte Kühe?“ fragte noch Cecil, das grössere Mädchen. „Jawohl habe ich Kühe, echte, waschechte, wasserdichte Kühe, kannst mitkommen, kannst sie anschauen und am Schwanz ziehen“, lachte Basti. „Mammi, ich geh mit. Ich geh mit dem Mann!“ „Morgen, Morgen, mein Kind. Jetzt ist es zu spät.“ „Nein, ich will jetzt“, und schon fasst es den Basti an der Hand und am Hosenbein und ist nicht mehr wegzubringen. So gewann Basti auch in kürzester Zeit das Vertrauen der kleinen Mädchen. – Am Morgen, schon früh vor der Abfahrt, kommt der Herr Doktor aus dem Guggi auf den Hochboden herüber und will nochmals alle Sicherungsvorkehren vereinbaren, will gleich auch eine Hunderternote dalassen für die Arbeit und die Beschläge und bittet alle einzeln und der Reihe nach, der Frau und den Kindern beizustehen. Basti fährt mit ihm im Auto ins Dorf und kauft beim Eisenhändler ein.

Nachmittags geht er nun mit einem riesigen Werkzeugkasten, mit Beil und Säge ins Guggi hinüber. Die Frau ist mit den Kindern in den Wald gegangen. Das Dienstmädchen öffnet ihm. Nun sieht er es von vorne. Der Anblick ist noch weitaus angenehmer. Der goldige Kranz blonder Haare und Züpfen umrahmt ein edles

Gesicht mit hellblauen Augen, eine hohe, milchweise Stirne, volle, blühende Backen. Der Mund, dessen rot durchblutete Lippen ebenso kühn geschwungen sind wie die Bogen der Augenbrauen. Basti schaut das Mädchen ganz verwundert an. Noch nie hat er ein so schönes Mädchengesicht so ruhig und sicher vor sich gehabt. „Grüss Gott“, sagt das Mädchen. „Ich bin der Basti, ich ...“ „Wie bitte?“ fragt das Mädchen. „Basti“, sagt er, „Be, a, es, te, i!“ „Noch nie gehört, so einen Namen. Was ist das für ein Heiliger?“ „Das ist kein Heiliger“, meint Basti lachend, „das ist der älteste Sohn vom Hochboden und soll hier die Einbrecher verschrecken.“ „Ach so, ja ja, kommen Sie herein.“ Das Mädchen geht ihm voran.

Basti stellt seinen Kasten auf den Stubentepich, lehnt Säge und Beil daran und sagt: „Haben Sie schönes Fräulein, vielleicht eine Wolldecke, dass ich mit meinem Werkzeug den Tisch nicht verdrecke?“ „Ich bin kein schönes Fräulein, ich heisse Elsi.“ „Also Fräulein Elsi, kann ich irgendwo mein Zeug auspacken?“ „Das können Sie, Herr Ba ... Herr Basti. Sagen Sie, ist das Ihr Vor- oder Geschlechtsname?“ Basti staunt in das frische Mädchengesicht hinein und meint: „Das ist kein Vor- und kein Geschlechtsname, das ist ein Spitzname und kommt von einem bockigen Gaul. Aber das ist vorläufig noch ein Geheimnis. Das sage ich Ihnen erst, wenn Sie und die Frau und die Kinder vor allen Räubern geschützt und behütet sind. Das Küchenfenster mache ich zuletzt, dort schläft doch niemand.“

Nun beginnt er mit seiner Arbeit, von der er keine Ahnung hat, ob sie gelingt. Aber er verlangt keck einen Stuhl. Sucht in allen Taschen und bittet um ein Bleistift, zeichnet an die Fensterfutter kleine Vierecke und fängt an, mit dem Stechbeutel Löcher auszumeisseln. Elsi schaut ihm einige Zeit zu und fragt: „Kann ich Ihnen vielleicht behilflich sein?“ Basti lehnt eben frech aus dem Fenster, um besser mit dem Hammer zum Schlag zu kommen und meint: „Ja, wenn Sie so gut sein wollen. Halten Sie mich am Hosengurt fest, dass ich nicht herausfalle, mir wird so leicht schwindlig.“ Schnippisch gibt sie zurück: „Den Schwindel kenne ich, Sie können mir rufen, wenn Sie mich brauchen“ und flugs verschwindet sie in der Küche.

„Auw“, schreit Basti. Er hat sich auf den Daumen geschlagen. „Zweimal daneben gehauen. Doppelt schade!“

Vier Löcher sind aus dem Fensterfutter gestochen. Nun nimmt er die Vorläden zu und macht seine Zeichen auf diese, hängt sie aus und bohrt Schraubenlöcher in die starken, buchenen Verstrebungen. Elsi kommt wieder zu-

rück, schaut ihm zu und fragt: „Was sind Sie von Beruf, wenn man fragen darf?“ „Fragen darf man immer“, meint Basti, „von Beruf bin ich Bauer, im Militär bin ich Baster und sonst Allerhandmann, wie man mich eben so brauchen kann.“ Dann schaut er von der Arbeit auf: „Und Sie, Fräulein Elsi, wo kommen Sie her?“ Sie lacht und sagt doch ernst: „Das ist ein Geheimnis und bleibt ein Geheimnis auch dann, wenn alle Räuber vertrieben sind.“

Wie er sich zum Einhängen des Fensterladens weit hinauslehnt, greift sie doch nach seinem Hosengurt und hält ihn fest. „Herzlichen Dank“, sagt er, „Sie haben mir das Leben gerettet. Jetzt läge ich schon mausetot auf der Steinplatte unten, wenn Sie mich nicht gehalten hätten.“ „Also gut“, gibt sie schnippisch zurück, „machen Sie's allein, wenn Sie nicht vernünftig reden wollen“, und will gehen. Aber er ruft sie zurück und bittet sie, ihm den Laden so zu halten, dass er die Greifhaken einpassen kann.

Nach einer kleinen Weile beginnt er wieder zu fragen: „Sind Sie nicht hier irgendwo um den See aufgewachsen. An Ihrer Sprache könnte man fast gar eine Innerschweizerin vermuten, wenn nicht so viele baslerische Wörter dazwischen kämen.“ „Sind Sie Sprachforscher?“ fragt Elsi. „Nein, aber gwunderig. Ich möchte die Gegend kennen lernen, aus der so schöne Mädchen herkommen.“ „Und ich weiss nun, wo die gwunderigen Buben daheim sind“, lässt den Laden fahren und den Basti stehen, schlezt die Türe und bleibt weg.

Diese ungewohnte Arbeit geht dem Basti nicht so schnell von der Hand. Er will alles hübsch sauber machen, sonst könnte es dem Besitzer des Guggi nicht gefallen. Er muss den nächsten und den andern Tag wieder hinüber. Auch muss er wieder ins Dorf und das Gitter vom Schlosser holen, das im Küchenfenster eingesetzt werden soll. Solange aber nicht alle Fenster und Türen mit doppelten Sicherungen versehen sind, wagt die Frau nicht mit Elsi und den Kindern allein im Guggi über Nacht zu bleiben. Annili wird gebeten, zur Beruhigung bei ihnen zu schlafen. Bastis Schwester ist zwar keine besonders geeignete Wächterin. Es schläft in Elsis Zimmer. Abends plaudern die beiden bis in alle Finsternis hinein, wie es Mädchen in allen Landen so zu tun pflegen. Und dann, wenn der nächtliche Schwatz verstummt, schläft es wie ein Murmeltier im Januar. Ihm könnten zehn ausgewachsene Räuber übers Bett hin und herspringen, es würde kaum aufwachen.

Natürlich können die beiden Mädchen während den Nachtstunden nicht genug plaudern und erzählen. Auch tagsüber muss noch etwas

nachgeholt werden. Es kommt jeden Abend mit dem Milchkesseli auf den Hochboden und braucht jedesmal länger, bis es den Rückweg antreten kann.

Basti sieht vom kleinen Stallfenster aus den beiden Mädchen zu, die vor der Haustüre stehen. Er hat schon vor Tagen zu diesem Zweck die Spinnweben weggeputzt und eine Hand breit den Dreck von der Scheibe gewischt. Er sieht, wie das kleine Mädchen Cecil sich von Elsis Hand frei macht und davon hüpfelt. Später hört er es über die Plattensteine springen. Er geht hin, will es fangen und zurückbringen. Wie er aus der finstern Stalltüre tritt, hört er einen kurzen Schrei, und sieht just noch einen Haarschopf und ein Haarband im Güllenkasten verschwinden. In zwei Sätzen ist der Basti dort, hebt die Prügel weg und greift nach dem Kind, dessen Röckli sich gerade noch über der braunen, schaubedruckten Oberfläche zeigt. Was er da herauszieht, hält er in seinem oberen Teil zuerst etwas unter die Brunnenröhre, damit das erschrockene Gesicht auch wirklich schreien kann, ohne bei jedem Luftzug den Mund voll zu bekommen von dem, was ihm über die Wangen und aus den Haaren rinnt. Dann trägt er den kleinen Schreihals zu den Mädchen hinüber, hält dabei das triefende, stinkende Bündel Menschlein weit von sich weg. Erschrocken schreit Annili auf. Jede Farbe weicht aus Elsis Gesicht. Einen Augenblick lang steht es wie erstarrt da. Dann greift es zu, trägt das Kind zum Brunnen. Im Hui zieht es ihm das Kleidchen aus und die Strümpfe und Schuhe, wickelt das zappelnde Ding in seine Schürze, lässt ihm einen kalten Wasserstrahl von allen Seiten über die Haare laufen, dann eilt es mit dem Kind ins Haus.

Basti hört das Schreien aus der Kammer und geht ihnen nach. Von der Stube aus kann er zuschauen, wie Elsi mit flinken Händen dem Kinde hilft, wie es mit zarten und lieben Worten auf das verängstigte Gesichtlein ein frohes Lächeln zaubert. Und nun kann er zuhören, wie die bei-

den Töchter einen tüchtigen Kriegsrat halten. Annili muss die Frau Doktor mit dem kleineren Mädchen, dem Madlaine vom Guggi fortlocken, ein warmes Bad einlaufen lassen und dann, wenn die Luft rein ist, Bericht geben. Unterdessen werden hier die Haare gewaschen, die Kleider ins Seifenwasser gelegt, die Schuhe geputzt. Basti ist erstaunt, mit welcher Geistesgegenwart der Plan ausgeheckt wird, um den Vorfall geheim zu halten. Selbstverständlich nur um die zarten Nerven der Frau Doktor zu schonen. Basti lacht in der Stube laut auf. Elsi schaut erschrocken zu ihm hin. Es ahnte nicht, einen Lauscher hinter sich zu haben. Ernst geht es nun zu ihm hinaus, gibt ihm die Hand und sagt: „Ich danke Euch. Vielen herzlichen Dank. Mein Gott, wenn Ihr nicht gleich dazugesprungen wäret. Es ist nicht zum Ausdenken. Vergelt's Gott!“ „Nicht der Rede wert, Fräulein“, gibt Basti stolz zurück, „Ihr habt mich vor dem Sturz aus dem Fenster gerettet. Ich habe dafür Ihren kleinen Herzkäfer aus dem Loch gezogen. Eins zu eins für uns zwei.“ „Basti, mir wird direkt schlecht, wenn ich daran denke, was ohne Euch geschehen wäre.“ „Das kann ich wohl begreifen“, sagt Basti

erschrocken zu ihm hin. Es ahnte nicht, einen Lauscher hinter sich zu haben. Ernst geht es nun zu ihm hinaus, gibt ihm die Hand und sagt: „Ich danke Euch. Vielen herzlichen Dank. Mein Gott, wenn Ihr nicht gleich dazugesprungen wäret. Es ist nicht zum Ausdenken. Vergelt's Gott!“ „Nicht der Rede wert, Fräulein“, gibt Basti stolz zurück, „Ihr habt mich vor dem Sturz aus dem Fenster gerettet. Ich habe dafür Ihren kleinen Herzkäfer aus dem Loch gezogen. Eins zu eins für uns zwei.“ „Basti, mir wird direkt schlecht, wenn ich daran denke, was ohne Euch geschehen wäre.“ „Das kann ich wohl begreifen“, sagt Basti

trocken und reißt die Fenster auf. „Es ist aber auch eine üble Luft hier innen. Wir füllen eben, wie andernorts auch, den Güllenkasten nicht mit Parfüm, und so feine Fräuleins sind wohl nicht an diesen Duft gewohnt.“

Von hinterhältigem Reden und frohem Singen.

Seit dem kalten, bissigen Winter war der Bauer im Hochboden bleicher und magerer geworden. Er klagte viel über Bauchweh, floh vor der strengen Arbeit und legte sich, gegen seine bisherige Gewohnheit, oft am Nachmittag zu einem kurzen Schlummer nieder. Auch ging er gerne in seinen oberen Wald hinauf, um etwas



So trägt er den kleinen Schreihals zu den Mädchen hinüber

aufzuforsten und Staudenbuscheln zu hauen. Hier im Fluhwald, im Rauschen der Bäume und des Baches, fühlte er sich wohl. Er konnte arbeiten, so viel er wollte, konnte sich zwischenhin ein etwas ausruhen, ohne dass ihm jemand zuschaute. Er war gut Freund mit den Vögeln und den lustigen Tieren des Waldes.

An einem heissen Nachmittag schätzte er die Kühle unter dem Laubdach doppelt. Er sass auf einem Wurzelstock, zog an seiner Pfeife, schaute zwischen den Stämmen und Ästen auf den See hinab und sinnierte seinen Plänen nach. Er sah einen fremden Mann zwischen den Bäumen heraufkommen und verhielt sich mäuschenstill. Der Mann schlug mit einem hellklingenden Hammer an die Steine, lief kreuz und quer, als ob er etwas Bestimmtes suche. Er zog einen Sack hinter sich her und warf dann und wann einen Steinsplitter hinein. Ohne zu ahnen, kam er immer näher auf den sitzenden Bauer zu und blieb schliesslich erschrocken vor ihm stehen. Der Hochbödeler bot ihm guten Tag. Der fremde Mann fühlte sich verpflichtet, für sein Tun eine Erklärung abzugeben, suchte zuerst lange nach Worten und kam dann nach und nach in einen richtigen Redestrom hinein.

„Ich bin Geologe“, begann er zu erzählen, „und mache eine Arbeit über die Gesteinschichten dieses Berges. Es ist interessant, wie der Berg auf dieser Seite in breiten und ausserordentlich tiefen Schichten aufgebaut ist.“ Dann fuhr er lange mit Reden fort, sprach von der Urzeit und Eiszeit, setzte sich neben den Bauer auf einen Stein und kam dann so langsam auf den schönen Wald zu reden und frug zuletzt, ob er wisse, wem dieser Wald gehöre. Der Bauer meinte trocken: „Das ist hierzulande kein Geheimnis. Der Wald gehört dem Hochbödeler, hat schon seinem Vater und dem Urgrossvater gehört, darum ist er auch so gut im Stand.“

„Kennt Ihr den Besitzer dieses Waldes und wo wohnt er?“ frug der Fremde. Die Antwort kam langsam. „Den Hochbödeler, den kenne ich schon. Er wohnt da unten, in dem Heimen gleich unter dem Wald. Das ist ein rechter Mann, etwas eigensinnig, hält seine Sache gut beieinander. Nicht der Dummste. Wenn man ihn übervorteilen oder hinters Licht führen will, dann merkt er es bald.“ Der Fremde sah forschend zu ihm hinüber und fragte zögernd: „Hat er Geld, ist er reich?“ „He nu, das kann man bei unseren Bauern nie so recht sagen. Wenn man im Steuerrodel nachschaut, dann sind sie alle arm wie Kirchenmäuse. Und wenn man in ihre Gültendruckli hinein schauen könnte, dann wären sie randeben voll. Er wird schon etwas haben, der Hochbödeler, man weiss nicht, dass er je etwas schuldig geblieben

wäre und hat doch eine rechte Zahl Kinder. Ihr müsst ihn einmal fragen. Vielleicht sagt er es Euch. Warum wollt Ihr das wissen?“ Der Fremde wich aus. „Ja nur so, ich meine, man interessiert sich doch um die Leute, wenn man, so wie ich, von Berufs wegen in ihren Wiesen und Wäldern herumstochern muss.“

Der Hochbödeler stand langsam auf. Ihm wurde das Gespräch zu lang, er trat wieder zu seinem Spaltstock und zu seinen Buscheln und sagte: „Ja, soviel kenne ich den Hochbödeler schon, er wird gegen das Herumstochern nichts einzuwenden haben, wenn das Grasland nicht darunter leidet und Ihr ihn fragt.“ Der Mann mit dem Steinsack bedankte sich, bot ihm einen Stumpfen an und ging dann seinen krummen Weg weiter.

Da der Vater am Abend heim auf das Hochbodenhaus zukam, lag ein verschmitztes Lächeln auf seinen Lippen. Mit schlaunen Äuglein sass er zu Tisch. Aber er erzählte kein einziges Wort von dem Gespräch im Wald, trotzdem ihm der Schalk in beiden Mundwinkeln sass.

Überhaupt war es nicht Sitte, dass am Tisch viel geredet wurde. Jedes hing seinen eigenen Gedanken nach. Dann hörte man dem Wetterbericht zu und erst nachher, wenn die Kleinen im Bett waren, kam das Reden auf. Aber auch dann sagte der Vater kein Wort davon.

Auch der Basti war nicht sehr gesprächig. Er studierte in letzter Zeit viel einem Geheimnis nach. Er konnte auf dem Heimweg oft lange stehen bleiben und vor sich hinstarren. Konnte in der Nacht stundenlang wach bleiben und am gleichen Faden spinnen. Mit allen Schlichen und Ränken war nicht herauszubringen, woher das Elsi kam. Er hatte doch noch s'Annili zuhülfe genommen. Das war doch sonst ein richtiges Hexli im Ausfragen. Aber auch Annili hatte weder bei der Frau Doktor, noch beim Elsi nicht einen einzigen Anhaltspunkt mit Sicherheit herausgebracht. Basti überlegte sich immer wieder: Es war so schön und stark in seinem Wuchs, so gesund wie ein Sommermorgen. Wäre es möglich, dass es eine Bauerstochter wäre. Und dann wieder das feine Benehmen, wie es sich so sicher bei den Doktorsleuten bewegte, Auskunft gab, mitsprechen konnte. Dabei war es nicht von der Sorte der Turnerinnen und Bergfaxen, die so oft hier auf dem Weg den Berg hinauf und über den Grat wanderten. Und warum wollte Elsi um alles in der Welt nicht sagen, woher es kam?

In solchen Nächten und Stunden spürte Basti eine eigene Freude in der Brust, weil ihm bei diesem Forschen das liebe Gesicht Elsis gar lebendig vor die geschlossenen Augen trat. Sein Studieren half ihm nichts. Er kam keinen

Schritt weiter. Und immer wieder erlebte er Überraschungen.

Im Frühlicht eines schönen Sommermorgens mähten die jungen Leute vom Hochboden die obere Matte. Schnittig rauschten die Sensen im Gras. Ein frischer Wind blies ihnen um Ohren und Nacken und streute den Mädchen die Halme und Blätter von der Worbegabel in alle Luft. Ferdinand summte ein Lied im Takt seiner Schwünge und Basti paffte den Rauch aus der Pfeife auch im Takt. Im Dorf und Tal blieb alles noch still.

Da kam ganz heimlich auf blossen Füßen Elsi vom Guggi her auf die Matte: „Grüss Gott, miteinander! Wohl, wohl, Ihr habt’s doch von allen Leuten am schönsten. So ein Morgen, so eine Mahd, so ein herrlicher Sommerwind und Schon. Die Bauern sind doch die glücklichsten Leute.“ Annili lachte: „Kannst dann wieder rühmen, wenn’s alles verregnet.“ „Aber so ein Morgen ist doch alle bösen Wetter wert“, sagte Elsi begeistert, „ach, wenn ich da mitmachen dürfte.“ „Willst eine Gabel?“ frug Marie geschwind. „Lieber eine Sense“, meinte Elsi, „aber nur eine gute Stunde lang, ich muss das Frühstück kochen, wenn die Frau Doktor die Kinder hört.“ Basti hielt inne: „Ist Euch denn ernst?“ „Natürlich ist mir ernst.“ „Zeigt Eure Hände!“ befahl Basti misstrauisch, „die haben noch nie eine Sense geschwungen. Marie, gib ihr Deine Gabel!“ „Warum darf ich denn nicht mähen, seid doch nicht so böse mit mir.“ „S’ist schad um den Wasen!“ rief Ferdinand. Elsi sprang auf ihn zu: „Bürschtle, pass auf! Ich will Dir was zeigen. Gib mir sie schnell.“ Flugs nahm es dem jungen Mäder die Sense aus der Hand, stand in seine Magd und schon rauschten die Schnitte in breitem Schwung und Takt. Keine Erde flog auf, kein Halm blieb gradauf. Die vier vom Hochboden standen und staunten und sahen, wie Elsi Schritt um Schritt Grasbuschen zur Mahde legte. Lachend richtete es sich auf und rief: „Komm, Ferdinandel, gib mir Deinen Wetzstein her, sie darf noch schärfer sein.“ Und während es flink und sicher mit dem Wetzstein hantierte, sang es ein lustiges Liedlein dazu:

Meine Sense blitzt im Licht
wetz ich nicht, so haut sie nicht,
darum streich ich schnell und zart
zwanzig Mal um ihren Bart.
Wenn der Morgen blaut
und die Sense haut
spür ich in der Brust
eitel Freud und Lust.

Und schon wieder beugte sich das Mädchen und holte aus. Ferdinand ging zum Stall hinunter, nicht ohne sich alle paar Schritte umzudre-

hen und zurückzuschauen. Er holte sich eine andere Sense.

Dann mähten sie zu dritt. Basti knapp hinter Elsi und hinter ihm Ferdinand. Mahd um Mahd. Elsi zeigte kein Ermüden. Auf die Frage, wo es denn so gut mähen gelernt habe, meinte es nur: „Das hier ist doch ein Kinderspiel, sozusagen ebene Matten. Aber an den Hängen und Blanken, wenn man sich mit den Steigeisen ein paarmal tüchtig an die Knöchel geschlagen hat, und die Schuhe drücken, und die Beine krumm werden vom schrägen Boden, dann wird’s saftig.“ Die Sonne stand schon hoch über dem Grat, da liess es plötzlich die Sense fallen. „Auw, jetzt muss ich aber geschwind an den Kochherd. Und muss noch Crème an die Hände streichen. Frau Doktor will nicht, dass ich grobe Hände habe, wenn ich fremden Gästen servieren muss. Auf Wiedersehen! Ich danke Euch schön für die grosse Freude.“

Auch Basti wollte danken und Marie und sogar der Ferdinand, trotzdem er das „Bürschtle“ noch nicht vergessen hatte. Aber Elsi flog schon die Matte hinab auf seinen blossen, flinken Füßen, winkte und grüsste zurück und verschwand hinter den Birken und Eschen.

Im Dampf der Küche und im kühlen Wald.

In diesen Wochen merkte die Mutter, dass der Basti zum ersten Mal in seinem Leben darauf achtete, ein sauberes Hemd anzuziehen. Sie sah auch, dass er am hellen Tage seine Schuhe putzte und einmal mit einer neuen, knallroten Kravatte vom Dorf heimkam. Sie ordnete diese Anzeichen in ihrem Kopf, nahm sich vor, in Zukunft mehr auf Bastis Worte und Gänge zu achten und fing an, die Leute im Guggi näher zu betrachten.

Vom Estrich aus, beim Aufhängen der Kräutersäckli, sah sie die Frau Doktor mit den beiden Kindern in den Wald hinauf gehen. Schnell suchte sie eine frisch geglättete Schürze, klemmte eine Lismete unter den Arm und wanderte gemächlich ins Guggi hinüber.

Ein süsser Geruch kam ihr aus der Küche entgegen. Elsi kochte Beeren ein. Die Mutter kam zögernd und fragte, ob die Frau Doktor daheim sei. Sie möchte sich gerne nach den Kindern erkundigen, ob ihnen auch die hiesige Luft gut anschlage. Nein, die Frau Doktor sei just eben in den Wald gegangen. Ob sie nicht dableiben wolle. Es könne leider jetzt nicht vom Herd weggehen. – Ob die Mutter nicht eine Weile warten wolle. Vielleicht auf der Schattenbank unter der Laube. Die Mutter aber meinte, wenn sie in der engen Küche nicht im Weg sei

und ein Taburettli zum Sitzen haben könne, dann warte sie lieber gleich da.

Elsi räumte das Sitzli ab, fuhr mit der Schürze zweimal drüber hin und machte es der Mutter in der Ecke bequem. Die Mutter verstand das Stricken gut. Sie musste fast nie auf die Lismete schauen, konnte gut unverwandten Blickes dem Elsi zusehen, wie es beim Einkochen dazutat, ob es mit dem Zucker spare, ob die Gläser sauber seien, wie es das Deckblatt aufsetze und konnte dazu noch reden und fragen. Es spürte bald, dass es so ungewollt und ohne Schulinspektor in ein Examen genommen wurde. Aber es liess sich nichts anmerken. Es plauderte frisch und fröhlich, gab acht, dass der Schaum nicht überfloss, dass seine weisse Schürze sauber blieb und erzählte der Mutter hundert lustige Nettigkeiten. Nur nicht von sich selbst. Und wie sie auch immer wieder geschickt vom Thema weg und mit Fragen auf Elsi zukam. Eben so geschickt wich es aus. Unterdessen füllten sich die Gläser mit rotem Beerensaft, reihten sich der Wand nach auf. Dann dankte die Mutter für den kurzweiligen Nachmittag und ging dem Hochboden zu, bevor die Frau Doktor mit den Kindern vom Wald herunter kam.

Auch Annili machte sich seine Gedanken, lachte über den Basti, der tat als ob kein Mensch in seinen Augen und in seinem Herzen lesen könne. Es sah, wie Basti in Elsis Nähe immer wortloser wurde, wie er Ausreden suchte, um gegen das Guggi hinüber zu kommen und dann doch wieder vor den Birken und Eschen stehen blieb. Annili nahm sich dieser Sache auf seine eigene Art an.

Am Waldrand über dem Hochboden leuchteten rote und gelbe Farben auf, die Röckli der beiden Kinder und das geblumte Kleid Elsis. Laut den Verfügungen des Arztes sollten sich die Kinder viel im Wald aufhalten. Für Basti war das ein sehr angenehmes Rezept. Er wollte ohnehin wieder eine Burdi von Vaters Stauden-

buscheln holen. Er stieg in seinen besten Werktagshosen und mit dem Sonntagshemd geschmückt die Matte hinauf, traf natürlich ganz zufällig die Kinder und Elsi. Cecil liess nicht von ihm ab, bis er seine Traggabel abgestellt, hingesessen und eine Geschichte zu erzählen begonnen hatte. Dann schickte Elsi die Kinder weg und sagte zu Basti: „Habt Ihr denn so viel Zeit auf dem Hochboden, dass Ihr am hellen Tag gemütliche Spaziergänge machen könnt?“ Basti

spürte den Hohn und gab zurück: „Wenn wir mit der Arbeit nicht nachkommen, dann stellen wir gewöhnlich noch eine Hilfe aus der Stadt ein, zum Beispiel beim Mähen.“

Elsi lachte ein wenig und sprang dann plötzlich in einen ernsten Ton über: „Euer Annili, das ist noch ein energisches Meitschi. Hat es mir doch vor einigen Tagen eine Predigt gehalten wie ein Pfarrer am Karfreitag.“ Erstaunt sagte Basti: „Unser Annili, das ist doch nicht möglich. Das tut doch keiner Fliege weh.“ „Doch, doch, das hat auf mich eingeredet und mit mir geschimpft und gewettert.“ Basti fuhr entrüstet auf: „Dem will ich doch gleich heute noch mit buchenen Knebeln einfeuern.“ „Nein, nein“,

lachte Elsi, „es hat gar nicht so unrecht. Es hat mir vorgeworfen, ich sei viel zu kompliziert und zimperlich.“ „Wie kommt es dazu?“ Mit einem verschmitzten Lachen auf den Lippen fuhr Elsi fort: „Hierzulande hat Annili gesagt, hierzulande sei es nicht Mode, dass die jungen Leute Sie und Ihr zu einander sagen. Es meine, es sei jetzt wohl an der Zeit, dass ich Euch Du sage. Wenn ihm so viel daran liegt, will ich ihm schon den Wunsch erfüllen, ich habe das Annili gern.“ „Ja und ich“, frug Basti, „von mir hat es nichts gesagt?“ „Nein, von Dir hat's nichts gesagt. Aber Du kannst mir ruhig weiter Sie und Ihr sagen, wenn Du gerne willst.“ Bedächtig nickte Basti mit dem Kopf: „Selbstverständlich werde ich so weiterfahren, studiere ich mir doch seit Wochen den Kopf aus, wie ich Euch Du sagen könnte, ohne dass Du mir davon läufst.“ Elsi hob den



Mit Elsi und den Kindern
ging Basti auf den Wald zu.

Finger an die Nase und sagte geschwind. „Aber ich sag Dir nicht Basti, das gefällt mir nicht. Ich sag Dir Bastian.“

Dann lernten die Beiden mit grossem Fleiss und Eifer das Dusagen, bis zu Vaters Staudenbuscheln hinauf.

Von einem wohlgehüteten Geheimnis.

Des Sommers grosse Hitze verflog in einer einzigen Regennacht. Am frühen Abend war das Gewitter über den Berg gekommen. Ist mit Blitz und Donner und Riesel über das Tal gefahren. Dann hatte der Regen in allen Bächen und Gräben, in den Matten und im Wald gewütet. Nebel blieben an den Bergen hängen. Die Wolkendecke kam bis in die Alpen hinunter. Seitdem ging bei jedem z'Morged und Zabig ein Regenrauschen über das Tal hin. Die Abende wurden länger.

Durch Regen und Nebel kam gegen Abend ein fremder Herr zu Fuss in den Hochboden hinauf. Von seinem Mantel und einem Regenschirm flossen Bächlein. Er entschuldigte sich viele Male und bedauerte so sehr, dass er ihnen den Stubenboden nass mache, aber er hätte dringend mit dem Vater zu sprechen. Der Hochbödeler kam bleich und mager in die Stube hinein. Seine spitze Nase schien wie ein Pfeil aus dem Gesicht zu ragen. Er setzte sich zu dem fremden Herrn an den Tisch. Dann redeten beide lange vom Wetter.

Nach und nach kam der Herr langsam und auf Umwegen auf sein Anliegen zu sprechen. Der Hochbödeler machte es ihm nicht leicht. Er half ihm mit keinem Wort, zeichnete mit dem Finger Vierecke und Kreise auf die Tischplatte und schaute zwischen hinein misstrauisch auf die goldblombierten Zähne in dem beredten Mund. Der Fremde erzählte lange von seiner kranken Tochter, die vor Jahren in Übersee gewesen sei und dort die Kinderlähmung gehabt habe. Nun sei sie wieder gesundheitlich besser dran, aber mindestens die Hälfte des Jahres müsse sie in einer milden Höhenlage und in Waldnähe verbringen, wenn sie gesund bleiben wolle. Es sei eben schwer, einen Ort zu finden, der alle diese Bedingungen erfülle und mit dem Auto von der Stadt her leicht und gut zugänglich sei. Nun habe er gehört, dass da über dem Hochboden ein prächtiger Wald mit einem schönen Blick auf den See und ein grosses Stück davon schön eben sei, und wolle jetzt fragen, ob dieser Fluhwald vielleicht zu kaufen sei. Er selber sei Professor der Botanik, möchte da oben ein kleines, festes Haus bauen und dann Pflanzungen für seine Studien machen. Darum müsse er einen Ort suchen, wo nicht nur ein kleiner Bauplatz, sondern eine ausgedehnte Möglich-

keit für seine Versuche vorhanden sei. Der Hochbödeler dachte an den fremden Steinklopper und fragte: „Wie alt ist Euere Tochter?“ Etwas überrascht sagte der Herr: „Eh, eh, jetzt im Herbst wird sie ziemlich genau 27.“ Darauf der Bauer: „Nanu, dann wird sie wohl bald heiraten, dann steht das Haus leer oder wird verkauft, und ich weiss dann nicht, wen ich als Nachbar bekomme.“ – Nein, nein, seine Tochter denke nie daran, sie wolle nichts lieber als seine Pflanzungen und ihre schwache Gesundheit pflegen. An eine Heirat sei da nicht zu denken. Der Hochbödeler brummte vor sich her: „Ich kann es nicht sagen. Ich kenne die Tochter nicht. Schickt sie einmal da hinauf, wollen dann schauen, ob es ihr gefällt“, damit stand er vom Tisch auf. Sie sei jetzt eben noch in Übersee und komme erst in drei Monaten zurück, fuhr der Fremde mit Reden fort. Und wegen dem Preis, er sei gerne bereit, für den Bauplatz selbst einen guten und gerechten Preis zu bezahlen, so wie es vielleicht hier in der Dorfnähe im Tal üblich sei, und für den Umschwung, was man heutzutage dafür entschädigen müsse. Er möchte seine Pflanzungen auf einige tausend Quadratmeter ausdehnen. Am liebsten würde er den ganzen Wald kaufen.

Der Bauer streckte ihm die Hand zum Abschied hin. „Es regnet jetzt zu stark. Kommt einmal beim schönen Wetter mit der Tochter. Ich muss in den Stall.“

Der Fremde stand, viel schneller als er je gedacht hatte, wieder im Regen und auf dem Weg.

Ähnlich wie dem fremden Professor ging es einige Tage später der Hochboden-Mutter bei ihrem diplomatischen Unternehmen. Sie hatte diesmal darauf geachtet zu warten, bis sie Elsi und die Kinder ausser dem Haus wusste und ging dann mit ihrer Lismete zur Frau Doktor hinüber.

Auch sie sprach dort in der Stube lange vom Wetter, Auch sie kam erst mit grossen Umwegen auf ihr Anliegen zu sprechen. Sie rühmte, wie die Frau Doktor im Haus und auf dem Spielmätteli eine schöne Ordnung habe, wie die lieben Kinder immer so sauber und nett angezogen und gar höflich und von feinen Manieren seien. Das finde man nicht oft und werde immer seltener. Nach und nach gleitete das Gespräch zu Elsi hinüber, wie es ihr eine gute Hilfe sei und wie sie so gut und familiär mit dem Mädchen sei.

Dann wollte sie gerne wissen, woher Elsi eigentlich komme, was für Familienverhältnisse bei ihm zuhause seien. Die Frau Doktor schaute von ihrer feinen Nadelarbeit auf und sagte: „Gute Frau, ich muss mich direkt schämen. Ich kann Euch darüber keine Auskunft geben. Wir

haben dieses Dienstmädchen durch eine Vermittlungsstelle bekommen. Es kam, um sich die Stelle anzusehen und stellte keine grossen Ansprüche, aber eine Bedingung. Ihr Name und ihre Herkunft müsse strikte geheim gehalten werden. Wir konnten sonst niemand finden und machten trotzdem mit ihr einen Versuch. Wir entdeckten dann, dass wir damit eine Perle gefunden hatten und hielten uns genau an ihre Bedingung. Sie ging allein auf die Gemeindeganzlei mit ihren Schriften und wir fragten nie darnach. Wir sind zufrieden. Wisst Ihr, heutigentags kann man nie wissen, was so einem hübschen Mädchen schon alles in seinem jungen Leben passiert ist. Wir haben nichts auszusetzen.“

Und der Abschied ist so schwer.

Das trübe Wetter wollte nicht mehr aus dem Tal fortziehen. Feuchte Kälte drang in die Häuser, da und dort brannte schon Feuer im Ofen. Der Frost und eine plötzlich ausgebrochene Krankheit Cecils trieb auch die Ferienteileute aus dem Guggi.

Unvermutet kam die Frau Doktor eines Abends auf den Hochboden hinüber und wollte ihre Rechnung bezahlen. Ihr Mann hole sie morgen mit dem Auto ab. Basti hatte vom Schlosser immer noch keine Rechnung erhalten für das gelieferte Gitter. Er fragte nach der Adresse und versprach, deretwegen zu schreiben.

Den letzten Abend verbrachte Anneli im Guggi mit Aufräumen und Packen. Es plauderte so lange mit Elsi, bis Basti überhaupt nicht mehr wagte, so spät noch hinüber zu gehen. Er hoffte, am Morgen noch zu einem herzlichen Abschied zu Elsi zu kommen. Jedoch fuhr das Auto des Doktors schon in aller Herrgottsfrühe vor. In aller Eile wurde aufgepackt und abgereist.

Wehmütig schaute Basti dem verschwindenden Auto nach. Bis ganz zuletzt hatten Elsi und das kleine Mädchen mit ihren Tüchern gewinkt

und auf Wiedersehen gerufen. Und nun war plötzlich ringsum alles leer.

Ob er ihm helfen wolle, im Guggi Ordnung zu machen, fragte Anneli den Bruder, und das Häuschen für den Winter zu schliessen. Er ging gerne mit. Noch fühlte er in Küche und Stube und Kammer die Gegenwart des lieben Mädchens, das nun ohne rechten Abschied, ohne ein sicheres Wort, vielleicht für immer aus seinen Blicken entschwunden war.

Ihm war zum Heulen. Er setzte sich auf den Lehnstuhl in der Stube und starrte auf den Teppich. Möchte Anneli rumoren und putzen und plaudern. Er war nicht fähig, eine Hand zu rühren. Er hörte auf den Schmerz, der in seiner Brust wühlte, versuchte die letzten Worte Elsis mit dem Klang der lieben Stimme zurückzurufen. Er hätte am liebsten Tisch und Stuhl, die Scheiben und den Holzkorb zerschlagen, zersplittert und zersetzt und rührte doch kein Glied.



Annili sah den geknickten Bruder und hielt ihm einen Zettel hin.

Annili kam herein, sah den geknickten Bruder und hielt ihm einen Zettel hin: „Du, Basti, das ist für Dich! Das habe ich in der Küchenschublade gefunden.“ Auf einem in Hast herausgerissenen Stück Papier standen in grossen Buchstaben die Worte: „Herzlichen, lieben Dank! Das war meine schönste Zeit! Elsi.“ Basti las, ging ans Fenster, las wieder und wieder. Steckte den Fetzen wie einen kostbaren Brief in seine Tasche und blieb stehen, um sein Gesicht vor seiner Schwester zu verbergen. Annili ging still hinaus und liess ihn allein.

* * *

Basti trug nun zwei wertvolle Dokumente auf sich. Beide waren auf verfranste Papierfetzen geschrieben. Der Abschiedsgruss von Elsi und die Adresse der Doktorsfamilie in Arlesheim. Jedesmal, wenn er seine Kleider wechselte, nahm er auch diese Zettel von der einen in die andere Tasche hinüber.

Zehnmal begann er einen Brief zu schreiben. Zehnmal zerriss er die Seiten. Wenn er die eben geschriebenen Wörter und Sätze las, war es ihm, als ob darin etwas Fremdes enthalten wäre. Es schien ihm alles leer und fad zu sein. Nichts gab seinen Gedanken und Gefühlen Ausdruck. Er wollte reden, wollte Aug in Aug sein Herzensanliegen vortragen. Auf Weg und Steg, bei der Arbeit und in der dunkeln Nacht fand er die richtigen Worte und überlegte sich hundert und hundert Mal, was er dem Elsi sagen wollte.

Und einmal, an einem Wintersonntag, machte er sich auf den Weg. Er fuhr nach Basel. Stieg dort in die Strassenbahn, kam nach Arlesheim und suchte den Dürrenmattweg. Er sah das Haus im Garten stehen, schaute auf die Uhr und entdeckte, dass es bald Mittag war. Er wollte nicht zum Essen kommen. Länger als eine Stunde schlenderte er im Dorf herum, dachte bei jedem Laden, ob Elsi wohl hier auch zum Einkaufen komme. Suchte die prachtvolle Kirche und bat dort den heiligen Sebastian und alle guten Engel um ihre Hilfe. Strich zwischen den Herrschaftsgärten herum. – Reiche Leute wohnen hier, dachte er, mit feinen Leuten ist Elsi zusammen. Er schaute auf seine Schuhe, sie glänzten noch, betrachtete seine Kleidung und die rote Kravatte. Immerhin, er durfte sich schon sehen lassen.

Kurz nach ein Uhr läutete er am Haus Dürrenmattweg 12. Die Türe ging auf. Elsi stand vor ihm in hellgrauem Wollkleidchen mit weisser Schürze und ein weisses Häubchen im Haar. „Bastian, Du? Komm geschwind herein.“ Er hatte wohl gesehen, wie schnell ein frohes Leuchten auf des Mädchens Gesicht kam. „Komm in die Küche, es ist alles besetzt. Wir erwarten Gäste.“

In der Küche hantierte eine Köchin mit feuerrotem Gesicht. Alles war mit hergerichteten Platten und Schüsseln überstellt. Basti wollte erzählen, er sei wegen einer landwirtschaftlichen Maschine nach Basel gekommen. Und weil er schon in der Nähe sei, hätte er gerade noch den Kehr nach Arlesheim gemacht. Er konnte aber keinen ganzen Satz ausreden. Ständig wurde an der Haustüre geläutet oder Elsi gerufen.

Der Doktor kam und begrüßte ihn sehr freundlich und sehr nervös. Es sei schade, dass er gerade heute komme. Eben werden Gäste zum Essen erwartet. – Und für nachher sei eine Auto-Ausfahrt mit den Kindern geplant. – Elsi müsse eben wegen den Kindern auch mitkommen. Ob er nicht morgen noch da sei?

Die Köchin fauchte wie ein wütender Trutzhahn und schoss an Bastis Stuhl vorbei wie eine

Fledermaus, Elsi trug Schüsseln und Teller hinaus, Flaschen und Platten. Aber jedesmal, wenn es zurück kam, gab es ihm ein gutes Wort. Er wolle nicht stören, sagte Basti, nachdem Elsi bereits zum dritten Mal Speisen hineingetragen hatte und stand von seinem Stuhl in der Ecke auf. „Hast aber auch wirklich Pech, Bastian“, klagte Elsi, „hättest mir telefonieren sollen. Heute ist es auch gar schlimm. Das heisst, so geht es oft bei uns. Dass aber auch ausgerechnet noch eine Familienausfahrt dazukommen muss. Ein andermal gibst mir Bericht.“ Schon wieder schrillte die Glocke vom Esszimmer her. Elsi suchte ihm den Hut unter allen feinen Herrenhüten in der Garderobe und öffnete ihm die Haustüre. „Behüt Dich Gott, Elsi“, würgte er. „Es ist doch lieb von Dir, dass Du gekommen bist. Hoffentlich haben wir ein nächstes Mal mehr Glück.“ Schon stand er draussen allein.

Langsam und trübsinnig schritt er den Dürrenmattweg entlang. Arlesheim gefiel ihm gar nicht gut.

* * *

Auf den Winter zu ging es dem Hochbodenbauer immer schlechter. Längst hatte er seine Pfeife in einer Truhe vergraben. Er sah bleich und elend aus. Wohl ging er dann und wann zum Arzt ins Dorf, trank Medizinien und blieb vorsichtig im Essen. Seine Bauchschmerzen wurden heftiger und die Kräfte schienen ihn zu verlassen. Nur eine Operation konnte noch Hoffnung versprechen.

Der vereinbarte Tag, an dem er ins Spital eingeliefert werden sollte, brach an. Im Haus war es so still, wie wenn ein Toter aufgebahrt wäre. Wohl hörte man Schritte in allen Zimmern und Lauben, und Worte, im Flüsterton gesprochen. Kein heller Laut, kein klingender Ton konnte gegen diese Trübsal aufkommen. Nicht dass man mit Wehklagen und Umarmen Abschied nahm. Der Schmerz sass so tief innen, dass er nicht mit Aufschluchzen und Wehklagen erlöst werden konnte.

Die Mutter blieb im Haus. Basti fuhr mit dem Jeep vor die Türe. Marie brachte das kleine Köfferli. Ein kurzes Winken, ein langes, wehmütiges Nachschauen, so lange der Wagen noch zu sehen war.

Liebe Schwestern nahmen den kranken Mann in Empfang. Sachtsam stieg der Lift mit ihnen hinauf. Vor der Türe des Krankenzimmers sagte der Vater zu seinem Sohn: „Warte noch, komm nachher noch einmal zu mir. Ich lasse Dich dann rufen.“

Im Wartzimmer, in der Ecke auf einem Stuhl sass Basti, drehte seinen Sonntagshut um und

um und kämpfte mit den Tränen. Alle seine Bubenstreiche kamen ihm in den Sinn, jeder Kummer, den er dem Vater bereitet. Ich hätte ihm viel mehr Liebe zeigen sollen, dachte Basti, schade um jedes ungute Wort. Ich habe ihn doch so gern. Und jetzt, so wie er aussieht, jetzt ist es wohl zu spät.

Unendlich lange schien ihm die Wartezeit, bis die Schwester kam und ihn holte. „Ich habe ihm eine Spritze gegeben“, sagte sie, „er ist nun ganz ruhig. Bleiben Sie nicht zu lange.“ Dann sah er seinen Vater im Bett liegen, in den weissen Kissens, selber weiss. Die spitze Nase wie leblos gegen die Decke gerichtet.

Nahe beim Bett stand ein Stuhl. Basti setzte sich und sagte: „Vater, ich bin da.“ Und nun hörte er aus den Kissens eine feste Stimme auf sich zukommen: „Mein Bub, ich muss mit Dir reden. Wohl hätte ich schon lange mit Dir reden sollen. Ich habe nicht den Mut gehabt. Jetzt ist wohl der letzte Augenblick. Du bist der Älteste, Du musst es wissen.“

Wenn ich nicht mehr heimkomme, sucht nicht lange. Ihr werdet nirgends Geld finden. Nur Schuldbriefe und Schuldscheine. Niemand weiss davon, nicht einmal die Mutter. Ich weiss, ich war ein Narr. Ich wollte alle meine Kinder daheim behalten. Ich habe die Krankheit schon lange gespürt. Ich dachte, s'Marie wird mich dann pflegen. In den Missjahren hätte ich den Wald verkaufen können. Ich brachte es nicht übers Herz. Auch jetzt wieder nicht, weil sie einen Steinbruch daraus machen wollten, aus meinem schönen Wald. So habe ich wieder und wieder eine Hypothek aufgenommen und auch die Kühe belehnt. Zwar sind alle Zinsen bezahlt. Ich bin sozusagen wie ein Ehrenmann von daheim fortgegangen. In letzter Zeit war mir zu elend, um Dir das zu sagen. Du musst jetzt für die Familie sorgen, Baschi, auf Dir liegt die Last. Mach's besser als ich. Ich will Dir nichts dreinreden, wie Du es machen sollst. Nur eines versprich mir, vertreib mir nicht die Mutter und deine Schwestern vom Hochboden, wegen einer fremden Magd ... von der man nichts weiss.“

Basti schaute auf, wollte sprechen. Da sah er, wie dem kranken Vater die Tränen in die Kissens rannen und wie seine Hand unter der Decke hervorkam und die seine suchte. Was hätte der Sohn ihm noch alles versprochen, wenn nicht die Schwester eingetreten wäre und mit sanfter Gewalt die beiden getrennt hätte.

Dann lag er allein, der kranke Mann, mit seinen schweren Gedanken und mit der Angst vor dem Messer des Chirurgen. Durch die Tränen schaute er an die helle Wand hinüber, von der ein Muttergottesbild lieb und gütig auf sein Elend niedersah.

Über die alte Brücke marschieren die Soldaten.

Im Riessbachtal herrschte den ganzen Winter durch und besonders gegen den Frühling hinein eine grosse Aufregung. Die Meinungen waren geteilt. Die überwiegende Mehrheit war sich einig, dass die alte Holzbrücke über das Tobel durch eine neue, grössere und stärkere Brücke ersetzt werden sollte. Eine Verstärkung und Verbreiterung hätte aus Mitteln der Talschaft und der Gemeinde und mit Hilfe des Kantons gebaut werden können.

Nun aber war ein Projekt aufgetaucht, das eine Verlegung der Strasse in den Berg und den Bau einer mächtigen Brücke von Fels zu Fels vorsah. Der Projektverfasser sass selbst im Regierungsrat und kämpfte mit seiner bekannten Rücksichtslosigkeit. Es war der Stampfer. Er schlug auf das regierungsrätliche Pult und fuhr wie ein Truckliteufel auf, wenn nur ein kleiner Abstrich von seinem Plan zur Beratung stand. So blieb die Ausführung aller Vorschläge liegen.

In den Wirtschaften seines Dorfes hielt der Stampfer stundenlange Vorträge und brachte die Köpfe in Hitze. Er fuhr auch verschiedene Male nach Bern. Verhandelte in den stillen Büroräumen des Bundeshauses im gleichen Ton wie daheim. Auch dort legte man seine Begehren aufs Eis. Ja, es kam soweit, dass das Bauinspektorat an die Regierung schrieb, sie sollen in dieser Sache einen andern Mann nach Bern schicken. Einen Mann, der sich anständig benehme und mit dem man als vernünftigen Menschen verhandeln könne.

Der Inhalt dieses Schreibens sickerte in die Bevölkerung hinein, drang auch in das Riessbachtal hinauf und wurde von den Zeitungen aufgegriffen. Die Gegenpartei bekam Oberwasser. Ihre Männer trafen sich heimlich in Privathäusern und hielten Versammlungen ab. Sie schworen, alles dafür einzusetzen, um das grössenwahnsinnige Projekt des Stampfers zu bodigen. Das Tal vor dem Finanzruin zu schützen, eigene Männer nach Bern zu senden und die Herren dort zu überzeugen, dass der bescheidene Plan weitaus besser und vollauf genügend sei.

In diese leidenschaftlichen Auseinandersetzungen hinein kamen über die ächzende, alte Holzbrücke Zug um Zug Soldaten marschiert, Saumpferde, Mitrailleurkarren, Lastwagen und Gebirgshaubitzen. Diese Soldaten suchten überall Quartier. Sie kümmerten sich nicht um die politischen Streitigkeiten. Tagsüber zerstreuten sie sich in ihre Arbeitsgebiete und abends verlangten sie einen guten Most, kaltes

Bier, einen anständigen Wein und lustige Mädchen zum Tanz.

Unter den Soldaten dieses Wiederholungskurses befand sich auch ein schmucker Feldweibel, den man gerne und überall dabei haben wollte, der Basti.

Wohl hatte er aus den Zeitungen und aus Gesprächen daheim viel von dem grossen Brückenstreit gehört. Er hätte sich aber nie träumen lassen, dass eine ganze Talschaft so leidenschaftlich an einer solchen Auseinandersetzung teilnehmen würde. Mit umso grösserem Interesse ging er eines Abends auf die Eymatt zu, um zu fragen, ob in dem grossen Stall nicht noch vier weitere Pferde untergebracht werden könnten. Er war sehr gespannt zu sehen, wie der erfolgreiche Redner und berühmte Kämpfer wohne, ging mit wachen Augen auf das Haus zu, das breit und wuchtig in der Hofstatt stand und mit Stolz seinen hohen Giebel aufreckte.

Dämmerlicht empfing ihn im Gang. Basti klopfte an die erste Türe. Er hörte keinen Bescheid. Bei der nächsten Türe wiederum nicht. Endlich kam er zur Küche, stiess die angelehnte Türe langsam auf und sah eine Frau am Waschtrog hantieren. Er fragte, ob er den Herrn Regierungsrat treffen könne. Nein, er sei nicht daheim, ob er warten wolle. Sie geleitete ihn in die Stube und hiess ihn, Platz zu nehmen. Was er wünsche. Basti erklärte sein Anliegen. Die Frau sagte bedauernd, der Meisterknecht sei eben auch nicht gleich da. Und der alte Melk wisse wohl nicht Bescheid. Wenn er ein wenig Geduld habe, wolle sie nachfragen.

Allerhand Kurzweil fand der Feldweibel in dieser Stube. Der Tisch war mit Briefschaften und Aktenstücken überhäuft. Auf dem Buffet standen Bücher und lagen Hefte. Auch die Ofenbank war zum Teil mit Zeitungen und Mappen überdeckt. Wahrlich Lesestoff genug. An den Wänden hingen Ölgemälde, Porträts in früheren Trachten. In einem kunstvoll geschnittenen Kasten hingen an die hundert Kranzabzeichen. Alle Möbel und Gegenstände deuteten auf Wohlstand und Tradition.

Über dem Kanapee hing eine Familienphotographie, die den Stampfer mit seiner Frau, mit einem erwachsenen Sohn und einem Buben und mit zwei Töchtern darstellte. Das Glas war übel zerschlagen. Der eingedrungene Staub hatte die Gesichter zum Teil undeutlich gemacht. Basti trat näher. Lange betrachtete er das Bild und wurde eigenartig bleich. War das nicht eine auffällige Ähnlichkeit mit Elsi? – Hatte nicht schon die Mutter in der Küche ihn irgendwie an ein Gesicht erinnert? Und der Halsschmuck, den diese hübsche Tochter auf dem Bild zur

Schau trug, hatte er den nicht schon an einem schönen Mädchenhals gesehen?

Eine mürrische Magd trat herein und suchte etwas in einem Buffetschränkli. „Fräulein“, frug Basti, „wie heisst der älteste Sohn hier auf der Photographie?“ „Zeno“, war die kurze Antwort. – „Und würdet Ihr vielleicht so freundlich sein und mir sagen, wie die älteste Tochter heisst?“ „Bethli, aber die ist fort. Ich bin noch nicht so lange hier“, schlug das Türli zu und eilte aus der Stube. Also doch nicht, dachte Basti. Die hat auch nicht gerade eine besonders liebenswerte Laune, ein höchst unbequemer Hausdrache. Aber lange noch blieb er vor der Photo stehen, drehte und wendete den Kopf, um besser hinter die Scherben zu sehen. Stampfers Frau kam zurück. Er solle ein andermal kommen. Auch die Ursel könne nicht Bescheid sagen und von den Männern sei gerade niemand da.

Im Dorf, in den Bauernhäusern, überall wo er mit Dorf- oder Talleuten zusammenkam, fragte Basti nach des Stampfers ältester Tochter. „Ja, die ist schon lange fort, bei Nacht und Nebel ausgerissen, ist auch gut begreiflich. Der Stampfer hat das Bethli behandelt wie einen versoffenen Knecht. Kein Mensch weiss, wo es ist. Wohl im Ausland. Die Ursel soll einen Brief bekommen haben mit Bethlis Schrift, von Italien oder Sizilien. Der Briefträger hat's als Postgeheimnis weitergegeben. Niemand weiss Bescheid. Sie hat auch recht. So wie in der Eymatt bekommt sie's noch im Zuchthaus, oder besser.“ Das war so ungefähr die Auskunft, die Basti zusammentragen konnte.

Er ging auch zum Briefträger und wollte ihn ausforschen, aber da kam er schön an, keinen einzigen Anhaltspunkt konnte er aus ihm herauspressen. Am wenigsten vernahm er bei seinen Besuchen in der Eymatt.

Von einem Vertrag mit vielen Siegeln.

Der Frühling brachte auch dem Hochbödeler wieder neue Kräfte. Er kam nach der Operation und einer langen Kur gestärkt nach Hause zurück. Trotzdem er mit seinem verkleinerten Magen noch nicht viel Schweres essen konnte, wurde eine Festtafel hergerichtet und ein Willkommessen aufgetragen, das jedes Älplerkilbi-Menü weit übertraf. Frohsinn und Freude kehrte wiederum ein im Haus auf dem Hochboden. Der Vater griff wieder tapfer in die Arbeit ein und freute sich jeden Morgen, das ganze Herz voll, dass er wieder schaffen konnte.

Gegen den Sommer zu kam von Arlesheim Bericht, dass die Doktors Familie dies Jahr wiederum das Guggi habe mieten können. Auch das wurde als freudiges Ereignis bei allen Leu-

ten im Hochboden aufgenommen. Die beiden Töchter putzten und fegten, liessen Sonne und Zugluft in die lang verschlossenen Räume fluten und richteten das Häuschen her, als ob es ein Hochzeitspaar aufnehmen sollte. Niemand fragte und niemand wusste, ob Elsi auch wieder mitkomme.

Am Abend spät nahm Basti heimlich den Schlüssel aus der Schublade, ging sachtsam durch die Dunkelheit ins Guggi hinüber und stellte in jenem Zimmer in dem Elsi geschlafen hatte, einen Buschen Alpenrosen in ein Wasserglas. Tiefrote, frische Alpenrosen. Sie dufteten wie Heimweh.

In das Giebelzimmer im Hochboden schien der Mond und warf ein bleiches, langes Viereck auf den Boden. Auf dem Bett sass der Basti und schaute zu, wie der helle Schein langsam gegen die Wand zu kroch, Ihm tanzten Mädchennamen im Kopf herum. Elsi, Elsbeth, Bethli, Lisbeth. Sie waren gut eingenistet in seinem Hirn, diese Namen, hatten schon oft einen übermütigen Tanz hinter seiner Stirne aufgeführt. Dann stiess er laut eine übermässig lange Reihe von groben, wüsten Wörtern hervor, weil ihm in den Sinn kam, dass vielleicht ein anderes Dienstmädchen ins Guggi kommen und an seinen Alpenrosen riechen könnte. Vielleicht ein Drache wie Stampfers missmutige Magd. So wechselten Wut und Freude, Hoffnung und Angst in seinem Herzen ab und verscheuchten Schlaf und Ruhe.

Das Auto von Basel kam den Berg hinauf, schwenkte gegen das Guggi hinüber. Cecil winkte und das kleine Madlaine, und bald wieder verschwanden sie hinter den Eschen und Birken. Basti mähte in der oberen Matte. Nicht ein einziges Mal schaute er auf. Nur beim Wetzen liess er seine Augen über das Grün der Bäume und der Matten schweifen. Die Sense schien nicht gut zu hauen. Er wetzte immer und immer wieder.

Kindergeschrei erscholl. Der Mähder sah Cecil und Madlaine mit flinken Beinen und fuchtelnden Händen über die Matte gegen das Haus zu springen und hintennach Elsi. Er sah und hörte die Begrüssung. Annili kam eilig ein Stück weit entgegen. Die Mutter schaute aus dem Küchenfenster. Der Fons lief auf die beiden Mädchen zu. Basti begann wieder mit Mähen. Ei, wie nun die Sense rauschte. Wie er mit Lust die Mahde legte, breiter als bisher. Eine ganze Berglast war ihm vor die Füsse gefallen. Und die Luft strömte wie ein Labsal in seine Brust.

„Bastian“, hörte er rufen. „Bastian! Juhee, ich bin wieder da.“ Der Mähder liess eine Sense fallen, warf beide Hände in die Luft und liess sei-

nen schönsten und kräftigsten Jauchzer in die klare Luft aufsteigen.

Nicht am ersten Tag und nicht solange der Doktor noch bei seiner Familie im Guggi blieb, kamen Basti und Elsi im Wald allein zusammen. Aber an einem Tag, den die Sonne mit besonderem Glanz und herrlicher Wärme ausgestattet hatte.

Bisher hatten sie nur Gelegenheit, im Gespräch mit andern etwa ein bedeutungsvolles oder geheimnisvolles Wort zu wechseln. Und nun gingen sie allein und gemeinsam in den Fluhwald hinauf. Basti griff nach seiner Hand. Es liess es geschehen.

„Elsi, wenn Du nicht mehr gekommen wärest“, fing er an, „dann hätte ich mich auf den Weg gemacht, Dich zu suchen.“ „Warum?“ frug es ernst. Und er gab zurück im gleichen schwermütigen Tonfall: „Weil ich es nicht mehr ausgehalten hätte. Du kannst nicht ahnen, wie weh mir war, die ganze Zeit.“ „Meinst Du, das kann ich nicht erfahren. Bist sicher, Bastian?“ Er schüttelte den Kopf. „Wenn Du nur den kleinsten Teil erlitten hättest, dann wäre nicht die ganze Zeit kein einziger Brief von Dir gekommen.“ „Und Du, lieber Freund, wie oft hast Du mir geschrieben? Unser einziger Liebesbrief ist von meiner Hand. Oder hast Du meinen Gruss nicht gefunden in der Schublade?“ Basti kramte in seiner Tasche, zog ein zerknülltes Ding, schwarz vom Pfeifenruss, hervor und hielt es hin: „So sieht er aus.“ „Nicht eben sehr leicht leserlich“, lachte Elsi. „Kann ihn auswendig, war nicht zu lang zum Lernen“, lachte er nun mit. Sie gingen Hand in Hand weiter in den Wald hinein. Da standen Tannen, finster und würdig, mit langen Bärten an den Ästen, als ob sie träumten. Und da wieder spielten die jungen, hellen Blätter einer Buche mit dem Sonnenlicht, als ob sie mit Gold übergossen wären. Eschen streckten ihre vielfingerigen Hände nach allen Seiten aus. Eine Birke plauderte mit ihren vielen tausend Blättlein zapplig und eifrig. Nur sie hatten so feine Gelenke, dass sie im leisen Hauch der Luft tänzeln konnten.

Die beiden kamen zu Vaters Werkplatz. Basti legte einige Staudenbuscheln zurecht. Sie setzten sich einander schräg gegenüber. So konnte er das feingeschnittene, ebenmässige Profil Elsis sehen. Sie sprachen nicht eben viel. Es ist so schwer, die Überfülle in spröden Worten auszudrücken. Basti hatte seinen Hut mit den letztjährigen Edelweiss nach hinten geschoben. Sein Kopf senkte sich, sinnend schaute er auf seine Hände, die mit einem Holzspan spielten.

Die Runzeln seiner Stirne passten nicht gut zu dem lieblichen Bildchen des trauten Zusammenseins. Hinter diesen kummervollen Falten

jagten sich die Gedanken, die ihn schon so viele Nächte geplagt hatten. Kam Elsi aus der Eymatt? Hatte es dann noch einen Sinn, sich mit allen Fasern seines Herzens an dieses liebe Mädchen anzuklammern. Nie würde er es holen, heimnehmen und behalten können. Die Tochter des reichen, gewaltigen, berühmten Regierungsrats, der weit über alle andern Talbewohner hinausragen wollte. Und wenn Elsi nicht Stampfers Tochter war? Woher kam es dann? Warum verleugnete es seine Familie? Was verbarg sich hinter diesem Geheimnis? Basti gab sich innerlich einen Ruck. Jetzt musste er reden. Jetzt oder nie. Wie lange schon hatte er die Fragen überlegt. – Wie oft schon ein ganzes Netz von Fragen ausgedacht, in dem er Elsi fangen wollte. Nun hatte er sie alle vergessen. Mit gepresster Kehle begann er: „Ich bin im Dienst im Riessbachtal gewesen, in Rohrwil. Bin auch bei Regierungsrats in der Eymatt aus und eingegangen.“ Verstohlen schaute er auf, um die Wirkung seiner Worte von Elsis Gesicht zu lesen. Es neckte mit einem Grashalm eine Hummel, die mit Eifer auf einer schwankenden Blütendolde Honig suchte. Basti fuhr fort: „Dort in der Eymatt, in der Stube habe ich eine Photographie von Dir gesehen.“ Wieder schaute er auf. Elsi schaute mit ungeteiltem Interesse der Hummel zu. Dann sagte er laut und ernst: „Das Glas war zerschlagen. Ich konnte Dein Gesicht nicht genau sehen.“

Nun glaubte Basti, ein Zucken um Elsis Augen, eine leichte Röte vom Hals her aufsteigen zu sehen. Er hielt inne. Fröhlich, mit dem vollen, hellen Wohlklang seiner Stimme sagte Elsi: „Weisst Du, was ich gesehen habe? Was mich so sehr gefreut hat, da ich wieder hierher kam? Dein Vater, Bastian, Dein Vater sieht wieder prachtvoll aus. Ist es nicht herrlich, wie gut es ihm geht?“ Basti erzählte von Vaters Krankheit und Heimkehr.

Basti kann seine innere Unruhe nicht meistern. Wieder verfolgen seine Fragen und Worte ein gewisses Ziel, drängen und bohren. Es schaut ihn mit grossen Augen lieb an und sagt: „Bastian, mein Lieber, ich möchte mit Dir einen Vertrag machen. Willst Du?“ Strahlend gibt er zurück: „Ja, will ich. Zehn Verträge, um Leib und Leben.“ „Gut“, meint Elsi, erhebt den Finger und erklärt sachlich: „Du erfüllst Deinen Teil exakt und gewissenhaft. Und ich halte meinen Teil pünktlich und genau. Einverstanden?“ Und er feierlich: „Einverstanden, exakt und gewissenhaft!“

„Solange ich hier bei Euch bin, diesen Sommer, wollen wir glücklich sein, wollen die schöne Zeit durch nichts stören und zerstören lassen. Du versprichst mir, während dieser Zeit

mit keinem Wort, mit keinem Blick nach meinem früheren Leben, nach meiner Herkunft zu fragen. Auch nicht durch Deine Schwestern oder Deine Mutter. Willst Du, Bastian?“ „Aber, warum?“ fragt er erstaunt. „Mein Lieber, weil ich nicht will, dass Du mich nicht mehr gern hast.“ Bastis Kopf sank noch tiefer. Als ob seine Blicke grosse Löcher in den Waldboden bohren müssten, starrte er auf die Erde. Und so hörte er zu, wie Elsi sprach: „Hast Du denn kein Vertrauen zu mir? Kannst Du nicht glauben, dass es so am Besten ist für uns. Ich will Dir nun sagen, was ich in dem Vertrag zu halten verspreche. Ich will Dir, wenn die Zeit um ist, alles sagen, alles. Wer ich bin, was mit mir geschehen ist. Meine geheimsten Gedanken und meine Liebe sollst Du erfahren. Jetzt aber wollen wir keine Sorgen und Zweifel aufkommen lassen. Wir wollen wie zwei liebe Gotteskinder im Paradies glücklich sein. Willst Du?“ „Ja, das will ich, noch so gern.“ „Einverstanden?“ „Meine Hand darauf!“

Längst sind sie freudig aufgesprungen und stehen nun mit leuchtenden Augen da. „Elsi“, flüstert er, „ein solcher Vertrag muss auch gesiegelt sein, ein grosses, festes Siegel. Darf ich Dir ...“, schon öffnet er die Arme, um das Mädchen mit aller Kraft an seine Brust zu drücken. Da zieht es sich zurück und lacht: „Ein Siegel? Nein, mein lieber Freund. Zwei Siegel, eins für jeden Vertragspartner.“ Jetzt muss er es nicht mehr an sich ziehen. In einem Jubel fliegt es in seine Arme, kuschelt den Kopf so fügsam an seine Schulter und macht es ihm so leicht, mit den Lippen die seinen zu finden.

Die Seligkeit und die Freude und das Glück hüllen sie ein, wie der Schatten des Laubdaches, das nun alle seine Blättlein noch enger zusammenschliesst, damit kein Lüftlein und kein Glitzern die Glücklichen störe.

Der Vertrag wurde eingehalten wie ein heiliges Recht. Die Siegel wurden von Zeit zu Zeit erneuert und verdoppelt. Der Sommer schüttete sein Leuchten, die Glut seiner heissen Tage und die Wohltat kühler Nächte über Dorf und Tal und Wald, lockte aus den Blüten Früchte, segnete sie mit Regen und Tau, flüsterte mit tausend zarten Stimmen, wenn die Tropfen auf die Schindeln und Dächer, auf die Blätter und an die Scheiben trommelten.

Feuer im Tobel und Feuer im Kopf.

Die Glocken in Rohrwil und in jeder Kapelle des Riessbachtals läuteten Sturm. Ein heller Schein rötete die Nebel, die über dem Tobel lagen. Ein Jeep fuhr in rascher Fahrt vom Tobel her auf das Dorf zu. Schon begegneten ihm die ersten Feuerwehrmänner. Schlauch- und Mate-

rialwagen rasselten aus dem Dorf. Das Rufen der Frauen hallte über die Gassen, die Schritte eiliger Männer, Auto und Pferdegespanne drängten sich. Alles raste dem Tobel zu. Dort brannte die alte Holzbrücke lichterloh.

Ratlos standen die Männer vor dem prasselnden Feuer. Wie wollten sie aus der tiefen Schlucht das Wasser heraufpumpen. Keine Pumpe, kein Motor war so stark. Wer wagte es, den Schlauch zwischen den engen Felsen in die Tiefe zu führen. Der nächste Brunnen lag über tausend Meter weit entfernt. Ein jämmerliches Wässerlein, ein Tröpflein in den tobenden Brand.

Vom Tal her, zur andern Brückenseite kamen auch Männer, hastig angefahren, standen und staunten, rannten umher, ratlos und unnütz. Keine Möglichkeit, sich zu verständigen. – Das Brausen und Prasseln des Feuers übertoste jeden Ruf. – Der Stampfer stampfte und lärmte, teilte Püffe und Schimpfworte aus. Auch das half nichts. „Die Tragbalken müssen gerettet werden, werft Sand in die Brücke und Erde“, rief er immerzu. Woher den Sand nehmen? Wer wollte sich so nahe an die Glut wagen und die wilden Flammen? Und überhaupt, der Brückenbogen war schon längst durchgebrannt. Dach und Giebel hielten nur noch an den seitlichen Bogen und dem Gitterwerk. Wenn der Wind aus der Schlucht das Feuer auf die eine Seite kämmte, sahen die Männer die glühenden Balken, die seit Jahrhunderten fest ineinandergefügt waren, unter dem Frass der Flammen verschwinden. Wie Fackeln fielen brennende Teile in die Tiefe.

Was nützte der endlich gewonnene schwache Wasserstrahl, der über den Flammen zischend verdampfte. Fauchend und lodernd lachte das Feuer über die Ohnmacht der staunenden Menge. Unbändig und ungestört tobte es seine Zerstörung aus. Liess die Ziegel und Funken ins Tobel stieben und fiel mit den krachenden Balken wild aufflammend in die Schlucht. Noch lange frass der Brand an beiden Ufern Wurzeln

und Erde. Mit Not konnten die Männer den Wald und die versengten Bäume retten.

Wie ein Besessener erhob der Stampfer seine Fäuste und schrie: „Verflucht, jetzt sind wir ganz und gar eingesperrt!“

Von irgendwo her aus den vielen Köpfen stiegen die Worte auf: Hättest Dich vorher besinnen sollen. Jetzt ist es zu spät! – Der Kommandant der Feuerwehr sagte zu einen Leuten:

„Wer es auch sei, der Brandstifter kann sich freuen. Sein böses Werk ist gründlich getan.“

Von da ab sprang das Wort „Brandstifter“ von Mund zu Mund. Böse Blicke begleiteten es und trafen gar oft die verschlossene Miene des wortlos heimgehenden Stampfer. Verdacht und Vermutung spukte in den Köpfen und Reden, schlich in die Häuser, in Ställe und abgelegene Hütten hinauf.

Ein neuer Tag stand über den Bergen auf, kam über Dorf und Wald und die leergebrannte Stätte im Tobel. Schon früh am Morgen stampfte der Polizist auf die Eymatt zu. Bevor in Stube und Stall Licht

brannte, zündete er mit seiner Taschenlampe in alle Winkel des Gadens, des Tenns, der Holzhütte und der Garage. Er hob die Motorhaube des alten Jeep auf. Klopfte an das Eisenfass, das von der gestrigen Fahrt her auf dem Jeep stand. Notierte sich eifrig in ein kleines Buch, was er beobachtet hatte. Fragte den alten Knecht, der zuerst aus dem Haus kam und die Magd, die Wäsche zum Brunnen trug.

Indessen summten die Telephondrähte und leiteten die vielen Gespräche von Haus zu Haus, über die Schlucht und bis ins Rathaus des Kantonshauptortes.

Eine Notbrücke musste erstellt werden. Ein gefährliches Werk, das den besten Fachmann von weit her auf den Plan rief.



Das Brausen und Prasseln der Flammen übertoste jeden Ruf.

Der Stampfer eilte zum Gemeindepräsidenten, zu Maurer und Zimmermann, zum Gemeindeschreiber. Überall traf er auf ernste und verschlossene Gesichter. Überall spürte er harten Widerstand, einen ungewohnt frechen Ton in den Antworten, den er bisher nie gekannt.

Noch am gleichen Tag zog man ein Drahtseil über das Tobel, mit dem die Post, die Milch und das Notwendigste über die Schlucht befördert werden konnte.

Auf diesem luftigen Transportweg kam auch in einem Postsack ein Brief an den Regierungsrat in der Eymatt adressiert mit dem Absender: „Polizeidirektion“. Dieser Brief, der so harmlos aussah, enthielt ein Schreiben, das mit ungeheurer Wucht auf alle Leute im schönen Eymatt-Haus wie mit einer Keule einschlug. Es war eine sofortige dringliche Vorladung zum Verhör.

Die Eymatt-Mutter flüchtete sich in den äussersten Winkel. Die Magd surrte im Haus herum mit einem Kopf, als ob sie von hundert Wespen gestochen worden wäre. Urseli floh ins Dorf. Der Stampfer schlug seine Bergnägel in den Ahornboden, schlug auf den Tisch, dass die Scheiben zitterten und der Kerzenstock hoch aufsprang. „Was erlauben sich die Herren auf dem Rathaus!“ rief er, dass es durch alle Zimmer schallte, die Leute auf der Strasse stehen blieben, und im nahen Dorf die Fenster aufflogen. „Sind die Mannen dort eigentlich verrückt? Hat sie der Teufel gestochen und gebissen? Ich will diesen frechen Protzen schon noch den Verstand zurechtdrücken. Denn werde ich mit der Faust die Flausen aus dem Hirni treiben. So eine verdammte Gemeinheit, mich, den Regierungsrat. Mutter! Mutter! Die Hosen, das Sonntagsgewand, die Schuhe. Sofort gehe ich. Denen will ich's zeigen.“

Zögernd und verängstigt kam die gute Frau in die Stube. Während er brüllend und fluchend in seine Kleider kroch, wagte sie zu fragen. „Wie willst Du denn fort? Du kannst doch nicht über die Schlucht. Willst über den Berg mit den leichten Schuhen?“ „Kümmere Dich nicht um meinen Weg. – Jetzt habe ich Dampf auf. Und wenn ich mit einem Flugzeug hinaus muss. Denen will ich die verdammte Frechheit um die Ohren schlagen. Jetzt gibt's Hackfleisch, Mutter!“

Und tatsächlich, gegen das Verbot, ohne die Gefahr zu achten, wider alle Einsprachen des Seilwarts, hängte sich der Stampfer wie ein Postsack an die Rolle des Drahtseils und schwankte über die Schlucht.

Sicheren Schrittes, wie immer, trat der Stampfer durch das Portal des Rathauses, bot dem Weibel einen freundlichen Gruss, hängte

den Hut an den Ständer und wollte zum Sitzungszimmer hinüberschwenken. Besann sich aber und ging in den unteren Stock vor die Türe mit der Aufschrift „Verhöramt“. Da er dies Wort las, schoss ihm wieder das Blut ins Gesicht. Kaum eingetreten polterte er über den Schreiber her, teilte eine Serie von wenig ruhmvollen Namen aus, von denen die meisten den Verhörer betrafen, der bald erstaunt aus der hinteren Türe trat. Dieser hörte mit Staunen dem Wüten zu, sagte, er sei noch besetzt und bat zwischen den lauten Zusprüchen höflich den Herrn Regierungsrat, er solle noch ein wenig Platz nehmen und warten. Des Stampfers Fuss polterte noch lange, nachdem die Reden endlich verstummt waren. Auf einem Stuhlrand sitzend, die Ellbogen auf die Knie gestützt, startete der Stampfer auf den Boden.

Nahezu eine Stunde blieb er unbeweglich in dieser Stellung. Da öffnete sich die hintere Türe, ein Polizist mit einem übel aussehenden Fremden trat heraus, schaute verwundert auf den Sitzenden und ging hinaus. „Herr Regierungsrat, darf ich bitten?“ rief der Verhörrichter. Bleich und schwankend ging der Stampfer hinein.

Weniger laut, aber nicht weniger zornig, überschüttete der Stampfer den grauhaarigen Mann hinter dem Pult mit Schmähungen und Schimpfnamen. Dieser war wohl an solche Auftritte gewohnt, hatte in den vielen Jahren seines Amtes gelernt, in heiklen Situationen die Ruhe zu bewahren. Mit grosser Geduld und freundlichen, beruhigenden Worten brachte er den erhitzten Mann endlich dazu, auf seine Fragen zu antworten.

Der Stampfer musste seinen Namen, Beruf, Geburtsdatum, Vatersnamen, Muttersnamen angeben. All dies schrieb der Verhörrichter langsam und säuberlich auf einen grossen Bogen. Im Tonfall eines knurrenden Hundes gab der Stampfer Bescheid. Dann kamen eine Reihe von verfänglichen Fragen. „Wo waren Sie am Abend vor dem Brückenbrand? Wo haben Sie das Nachtessen eingenommen? Wann fuhren Sie das Tal hinauf und über die Brücke?“

Der Verhörrichter schaute von seinem Bogen auf, stocherte mit der Kappe seines Füllfederhalters im grauen Bart herum und sagte gemessen und mit exakter Betonung jeder Silbe:

„Herr Regierungsrat, ich erinnere Sie daran, dass Sie verpflichtet sind, hier und jetzt die Wahrheit zu sagen. Alles, was Sie absichtlich, unrichtig behaupten, kann nachher schwer gegen Sie ins Gewicht fallen. Wir wissen und haben bereits durch Zeugenaussagen bestätigen können, dass Sie am Abend im unteren Tal in der Wirtschaft zum weissen Rössli etliche Zwei-

er Rotwein getrunken, mit den Leuten dort über ihre Pläne wegen der neuen Brücke gesprochen haben. Was Sie gesagt haben, ist hier genau notiert. Sie haben sich dort ein kleines Nachtessen bestellt. Dann sind Sie auf dem Heimweg bei der Autogarage vorgefahren, haben sich den Tank im Jeep und dazu noch ein Eisenfass mit über hundert Liter Inhalt, das Sie aufgeladen mitgebracht hatten, mit Benzin füllen lassen. Ich frage Sie nun: Sind Sie von der Garage weg direkt das Tal hinauf und über die Brücke gefahren?“ „Selbstverständlich“, knurrte der Stampfer. „Ja oder nein“, frug der Richter. „Ja!“ „Und nun frage ich weiter: Wo haben Sie sich von der Zeit ihrer Fahrt über die Brücke bis zu ihrer Heimkehr nach dem Brand aufgehalten?“ Des Stampfers Augen wurden klein, nur einen schmalen Schlitz breit öffnete er seine Lider und starrte so, mit verbissenen Lippen auf den grauen Kopf, solange bis der Richter aufschaute, dann fiel die Antwort wie ein Stein in einen Brunnen: „Das sage ich nicht.“ Auf alle späteren Fragen gab er kurze, präzise Antworten. So oft aber der Richter auf diese Stunden zu sprechen kam, verweigerte der Stampfer jede Auskunft.

So sehr auch der graue Mann Mühe und Geduld aufwandte, schliesslich mit guteingewickelten Drohungen von Untersuchungshaft und langer Verzögerung sprach, auf diese Frage bekam er keine Auskunft. Er musste das Verhör endlich abschliessen, redete lange am Telefon mit dem Polizeidirektor und verfügte vorläufige Entlassung gegen Kaution.

Heimkehr in das Elend.

Sobald die Notbrücke soweit tragfähig war, dass kleine Automobile darüber hinweg fahren konnten, kam der Herr Landammann nach Rohrwil. Er liess seinen Wagen im Dorf stehen und ging zu Fuss auf das Eymatt-Haus zu. In dunkler Kleidung, höchst offiziell, mit steifem Hut und Schritt trat er in die breite, schöne Stube. Die Eymatt-Mutter packte ihre Flickarbeit hurtig weg, begrüsst den hohen Herrn mit ehrerbietigen Blicken aus ihrem kummervollen Gesicht und sagte etwas von hoher Ehre und von Unglück. Sie berichtete ihrem Mann im Stall und holte Wein.

Wie er von der Arbeit kam, in den Werktagshosen, in Holzschuhen, das Hemd am Hosenbund überhängend und nicht etwa sauber, trat der Stampfer ein und begrüsst den Herrn Landammann. Klosterchräppli und Kilbichrapfen und eine Flasche Wein mit verstaubter Etikette brachte die Mutter in grosser Geschäftigkeit und schenkte ein. Eilig und gerne verschwand sie wieder.

Der Landammann hatte unterdessen davon gesprochen, er habe selbst die neue Notbrücke in Augenschein nehmen und dabei das Unglück ermessen wollen, das die Talschaft betroffen habe. Der Vater hinter dem Tisch sprach vom Regen und den bösen Gewittern, die die Arbeiten erschwert und verzögert haben. Im Hintergrund seines unruhigen Blickes aber lauerte die Frage, was der Landammann mit seinem Besuch wohl beabsichtige.

Die Beiden sassen nicht in der gleichen Partei. Nicht sehr lange musste der Stampfer im Ungewissen bleiben. Der Landammann nahm einen kleinen Schluck aus seinem Glas ohne anzustossen und sagte dann: „Herr Kollege, ja, wenn man noch so sagen kann, ich komme in einer sehr heiklen Angelegenheit. Ihr wisst, wie die Meinungen im Tal, im Kanton und weit herum im Land wegen der verbrannten Brücke und wegen der Brandstiftung aufgekommen sind. Die Zeitungen haben die Vermutungen ebenfalls durchblicken lassen und weiter getragen. Für unser Ansehen als Kantonsregierung ist es unumgänglich notwendig, dass Ihr ... ich möchte es gleich frei heraus sagen, Ihr seid ja ein Mann, der offen spricht und auch ein offenes Wort zu schätzen weiss. Wir nehmen an, dass Ihr unter den obwaltenden Umständen vorläufig und bis wir Euch einen entsprechenden Entscheid zustellen, es kann ja möglich sein, dass es nicht allzu lange dauert, von den Regierungsrats-Sitzungen fernbleibt.“

Jetzt aber fuhr des Stampfers Faust auf den Tisch, dass sein Kelchglas umfiel und der Wein über Tischblatt und Boden floss. Und der Holzschuh unter dem Tisch polterte wie eine Knochenstampfe. „Ich habe doch die Brücke nicht angezündet!“ schrie der Stampfer, „Ihr werdet doch nicht glauben, dass ich ein Brandstifter sei!“ Der Landammann hielt sein Glas vorsichtig in der Hand, versuchte mit einem weissen Taschentuch einen Spritzer von seinem feinen Rock zu wischen. Er liess den Erhitzten austoben und fügte dann ruhig und gesetzt bei: „Was wir glauben, oder nicht glauben, das fällt hier nicht ins Gewicht. Wir sind dies dem Ansehen unseres Kantons und der Wahrung des guten Namens eines jeden Mitgliedes des Regierungsrates schuldig.“

Der Stampfer unterbrach ihn schroff: „Sagt mir, Landammann, glaubt Ihr an den Verdacht oder nicht?“ Nun erhob sich der feine Herr, stellte das halbgeleerte Glas auf den Tisch zurück, griff nach seinem Hut und zog sich zwei Schritte gegen die Türe zurück, dort sagte er mit einem Zwielficht im Blick, dem man die Freude an den kommenden Worten zutrauen konnte: „Es ist Euch in allen Verhören nicht gelungen,

den Verdacht von Euch abzuschütteln. Ihr wisst nicht, wie sehr ich diesen Entscheid meiner Kollegen bedaure. Ich muss mich nun verabschieden. Ich hoffe auf Wiedersehen, Herr Kollege.“ Damit wendete er sich der Türe zu, trat feierlich auf den Gang hinaus, bemühte sich, die Stiege hinunter mit grosser Sorgfalt den Hut auf die richtigste Art auf den Kopf zu setzen und schritt steif und aufrecht dem Dorf zu.

Ohne ein Wort liess ihn der Stampfer gehen. Beide Ellbogen auf den Tischrand gestützt glotzte er auf den ausgeflossenen Wein und die Scherben des Glases. Urseli wollte hereinkommen. – Er rührte sich nicht. Die Mutter ging ein paar Mal von der Türe zur Kammer und wieder zurück. Er schaute nicht auf, gab keinen Laut von sich. Dann nahm die Mutter schliesslich doch ihren ganzen Mut zusammen, kam ruhig näher, setzte sich neben ihn auf die Bank, legte ihre Hand sachte auf seinen Arm und sagte leise und lieb: „Vater, kann ich Dir helfen?“

Er zuckte nicht zurück, wie sie erwartet hatte. Sie spürte, wie ihm die Hand wohl tat. Lange blieb sie stumm und unbeweglich, so nahe bei ihrem Mann. Dann fragte sie: „Hat er Dir weh getan?“ Und dann, viele schwere Atemzüge später: „Ist es wegen der Brücke?“

Der starre Kopf gab ein Zeichen, ein kaum wahrnehmbares Nicken. Sie wagte es, ihre Hand auf seinen Nacken zu legen. „Trag's wie ein Mann, bist ja ein starker Mann ... Wir stehen alle um Dich wie eine Mauer.“ Endlich öffneten sich seine Lippen und eine bodenlose Trauer kam über sein Gesicht da er sagte: „Bis Ihr auch noch von mir abfällt.“

Schritte trappten die Treppe hinauf, eilige, feste Schritte. Und ohne Klopfen sprang die Stubentüre auf. Ein Mädchen blieb dort stehen, gross, schlank, mit blonden Haaren und einer hohen Stirne, erhitzt vom schnellen Laufen. Es trug einen hellen Mantel über dem Arm und einen kleinen Handkoffer. Verblüfft schaute es auf den Mann, der nicht einmal aufschaute, und die Frau, die wie erstarrt die Augen weit aufge-

rissen sitzen blieb. – „Vater“, rief das Mädchen, „Vater, Mutter!“ – Nun aber kam Leben in die Züge der Mutter: „Bethli“, rief sie ihm entgegen: „Bethli!“

Der Vater hob seinen Kopf auf, in seinen Augen hob ein Wetterleuchten an, mit dumpfer Stimme, in der eine unheimliche Kraft drohte, sagte er: „Willst Deinen Vater im Elend sehen?“ – Bethli kam näher, bis fast an den Tisch. „Nein, helfen will ich Dir. Bei Dir sein will ich in dem Unglück.“ Den Koffer und den Mantel legte es auf die Ofenbank und setzte sich zu ihnen.

Nahm des Vaters leblose Hand und kuschelte die seine zwischen seine Finger hinein. „Grüss Gott, Vater. Grüss Gott, Mutter. Ich habe von all dem in den Zeitungen gelesen. Habe meiner Herrschaft gekündigt und habe nun endlich abreisen können.“

Immer noch mit der gleichen schwerblütigen Hinterhältigkeit sagte der Vater: „Hast einen guten Augenblick gewählt. Kannst Dich freuen. So wie jetzt bin ich noch nie am Boden gelegen. Von mir hast nichts mehr zu fürchten. Jetzt kannst Deine Trümpfe ausspielen.“

Mit welcher tiefer Wehmut nahm Bethli diese harten Worte

entgegen. Wie zuckte sein Gesicht, wie trüb wurden die Augen und voll von Tränen. Es stand vom Tisch auf und ging hinaus. Die Mutter suchte nach Worten, wollte ihm nachgehen. Aber ergriff nach ihr: „Du bleibst da!“ Bethli kam zurück mit Schaufel und Besen, nahm die Scherben vom Tisch, wischte den Wein vom Boden auf und verschwand wieder. Flink trat es wieder ein. Dann liess die Mutter die Beiden allein.

Bethli setzte sich zu ihm hinter den Tisch, legte den Arm um Vaters Hals, lehnte das Gesicht an seine Schulter und weinte. Weinte, bis des Vaters rauhes Hemd nass ward, bis er langsam seine Faust öffnete und nach Bethlis Hand tastete. Dann fielen auch aus Vaters Augen Tränen auf die verschlungenen Hände.



Verblüfft schaute es auf den Mann,
der nicht einmal aufschaute.

In der Kammer, in der die Magd gehaust hatte, bis sie mit üblen Schimpfworten das Haus verlassen, weil sie nicht bei einem Brandstifter in Dienst stehen wollte, lag Bethli im Bett und starrte an die braune Holzdecke hinauf.

Wie vertraut waren ihm die Geräusche dieses Hauses in der nächtlichen Stille. Das Knacken im Holz, das leise Pochen der Türen, die von jeder Zugluft sich im alten Schloss bewegten. Die Unruhe vom Stall, die man im Aufklingen einer Schelle, im Schlagen des Pferdes, im dumpfen Muhen einer Kuh vernahm. Der Duft von den Wiesen, von den aufbewahrten Kräutern glitt über seine Decke und seine Kissen hin.

Daheim, wieder daheim, dachte Bethli, bei der Mutter, um die es sich so sehr gesorgt. Beim Vater, der ihm so viel Liebes und noch viel mehr Böses getan in seinem jähen Zorn, in seinem Übermass an Kraft und Ehrgeiz und Kampflust. Wieder daheim, bei der lieben Ursel, die unterdessen so tapfer ausgehalten und so stark und fraulich geworden war. Daheim im Haus, wo es mit den Brüdern gross geworden, in übermütigen Spielen die Mutter in Angst und den Vater in Zorn gebracht. Daheim, wo die lieben Glocken der Dorfkirche den Tag aufscheuchen und abmessen. Daheim inmitten der Matten und Blumen und Bäume.

Leise öffnete sich die Türe. Leise näherten tastende Schritte. Und leise kamen geflüsterte Worte von der Mutter Mund: „Bethli, Du liebes Kind. Dass Du gekommen bist, wie freue ich mich, wie danke ich Dir. Ich weiss, jetzt wird alles noch einmal gut.“ „Mutter, Du darfst mir nicht danken“, sagte Bethli und fuhr mit zärtlichen Händen immer wieder über ihr Gesicht, „Dir habe ich ja am meisten weh getan. Dich habe ich schändlich im Stich gelassen. Wie habe ich mich um Dich geängstigt und gesorgt. Aber jetzt, da dies Unglück kam, da ich den Vater in diesem ungerechten Verdacht wusste. Das hat meinen harten Kopf gebrochen und hat mich dem Herzen folgen lassen. Jetzt ist mein Platz da, bei Euch. Jetzt bleibe ich, so lange Ihr mich brauchen könnt. Jetzt kann ich nichts anderes mehr tun.“ Dann ging nach und nach das Flüstern in einen Ton über, wie wenn zwei in stiller Andacht den Rosenkranz beten. Während der Vater seit langen wieder einmal in einem tiefen, schweren Schlaf lag, verbrachten Mutter und Tochter die Nacht in enger Vertrautheit. Ach, wie viel hatten beide zu berichten und zu erzählen.

Wie das Geheimnis offenbar wird.

Der Briefträger barg in seiner Mappe nichtsahnend einen folgenschweren Brief und trug ihn fröhlich durch den dichten Herbstnebel auf

den Hochboden hinauf. Es war ein überraschendes Aufgebot für Basti. Er sollte mit seiner Mannschaft einrücken, der die Aufgabe gestellt war, das Korpsmaterial, das für den nächsten Wiederholungskurs benötigt wurde von Rohrwil fortzuschaffen. Da die Notbrücke aber über das Tobel für schwere Militärlastwagen nicht befahrbar war, und die Truppe nicht deswegen ihre Kriegsbereitschaft einbüßen dürfte, musste mit kleinen Fuhren und mit Pferden der Transport vorgenommen werden. Für den schneidigen Feldweibel war das eine kurzweilige Unterbrechung des einsamen, alltäglichen Lebens.

Mit Freuden rückte er ein, suchte sich in Rohrwil ein gutes Quartier und begann mit grossem Eifer den Transport zu organisieren. – Auf dem Weg zu einem versteckten Depot hörte er plötzlich eine helle Stimme rufen: „Bastian, Bastian!“ Wer kannte diesen Namen? Nur ein einziger Mensch auf Gottes weiter Erde rief ihn mit diesem Namen. Er schaute gespannt umher. Ging einige Schritte zurück, suchte die ganze Gegend ab, musterte jedes Haus und jeden Schuppen in der Nähe und sah keinen Menschen. – Wieder hörte er: „Bastian!“ Er sprang über den Zaun und schritt in der Richtung des Rufes über die Matte, kam zu einem einsamen Heuschober, lief suchend ringsum. Da tat sich langsam die Türe auf. Ein Kopf reckte sich aus dem Spalt: „Bastian!“ Dann trat eine Mädchen-gestalt in einfachem Werktagkleid, mit Heu im Haar und roten Backen hervor. „Elsi“, rief er, „Elsi, Du bist da!“ „Komm schnell“, lachte es. Kaum war er in das Halbdunkel eingetreten, schloss sich die Türe und schlossen sich liebe Arme um seinen Hals. Die Mütze fiel ihm vom Kopf in die Streue. Auch auf die andere Backe, auf die Augen und den Mund wollte es ihm ein Siegel aufdrücken. Sie kamen ganz ausser Atem.

„Was machst denn Du da?“ kam er endlich zum Fragen. Mit strahlendem Gesicht hob es die Achseln und sagte: „Ich bin jetzt daheim. Dieser kleine Stall gehört zur Eymatt, und jetzt rüste ich Heu.“ „Was daheim, wo daheim, was fabelst Du daher?“ fragte Basti und machte ein dummes Gesicht. „Komm, setz Dich auf den Barnen“, lud es ihn freundlich ein, „ich will Dir erzählen. Hör gut zu.“

Folgsam wie ein Kind setzte sich der Feldweibel neben das Mädchen, staunte in das frische Gesicht, machte eine Miene wie hundert Fragezeichen und sagte: „Mir ist, wie wenn ich von einem Berg direkt in den See hinunter gefallen wäre, komme nun endlich an die Oberfläche, kann wieder atmen und sehe den blauen, schönen Himmel über mir.“ – Mit köstlichem Wohlklang in der Stimme begann Elsi wieder:

„Mein lieber Bastian, Du hast Deinen Teil unseres Vertrages vorbildlich genau eingehalten. Ich will nun auch meinen Teil erfüllen. Mein Bild auf der Familienphotographie in der Eymattstube hast Du richtig erkannt. Ich bin des Stampfers Meitschi. Die Sprünge im Glas hat der Vater gemacht, da er in der Wut seine Pfeife gegen das Bild geworfen hat. Er hat gut gezielt und gut getroffen, genau meinen Kopf. Das war am Tag, nachdem ich daheim fortgelaufen bin. Die Mutter wagte es nicht, das Glas zu ersetzen. Einmal flog ein Holzschuh, einmal ein Hammer auf meinen Kopf zu, nicht auf dem Bild, auf diesen meinen Kopf, und nachdem ein Beil durch die Luft kam, bin ich fort. Ich durfte keinem Menschen sagen, wo ich bin. Kein Geheimnis ist bei den Menschen sicher. Der Vater hätte mich gewiss geholt, oder mit der Polizei holen lassen. Lange lebte ich in ständiger Angst. Wenn ich daheim geblieben wäre, hätte er mich einmal in seinen fürchterlichen Wutanfällen zerbrochen und die andern auch. Meine Flucht hat ihn dann für lange nüchtern gemacht. Er hat seither nie mehr so arg dreingeschlagen. Du kannst Dir nicht vorstellen, was für ein guter, lieber Vater er uns kleinen Kindern war. Vielleicht war eine geheime Krankheit schuld, vielleicht ist diese unbändige Kraft erst mit den Jahren so gefährlich geworden. Ich habe die Mutter und das Urseli im Stich gelassen, das war meine grosse Gewissensnot die ganze Zeit. Erst jetzt habe ich erfahren, dass ich ihnen mit meiner Flucht einen Dienst getan habe. Ich habe unter fremden Leuten gelebt wie im Himmel. Wenn das böse Gewissen nicht gewesen wäre. Ich habe meinen Vater gehasst wie einen bösen Geist. Dieser Hass gab mir die Kraft, keinem Menschen ein Wörtlein zu sagen. Ich wollte für immer fortbleiben. Da habe ich Dich getroffen. Wie habe ich mich gegen die Liebe gewehrt. Und dann hat meine Liebe zu Dir meinen Hass zurückgedrängt, ausgelöscht, erstickt. Ich habe gesehen, wie Du mit Deinem kranken Vater lieb warst. Wie viel habe ich geweint in dem kleinen Zimmer im Guggi. So, jetzt weisst Du, wer ich bin, s' Bethli von der

Eymatt. Ich hatte immer Angst, Du würdest mich stehen lassen und fortgehen, sobald Du wissest, was ich getan habe. Geh jetzt, Bastian, wenn Du willst.“

Anstatt fortzugehen hob Basti sein Elsi vom Barnenrand hoch und drückte es so eng an sich, dass ihm, mit einem einzigen, glücklichen Seufzer auch das letzte Quentlein Luft aus den Lungen entfloh.

Schöner noch und glücklicher als die Ferienzeit im Guggi wurde die Dienstzeit im Riessbachtal.

Wie Basti um einen guten Rat bittet.

In der Eymatt war seit langem Stille eingekehrt. Der Vater scheute jeden Schritt über die Grenzen seines Heimwesens. Niemand vom Dorf ausser dem Briefträger kam ins Haus. Urseli ging nicht einmal mehr in die Proben des Kirchenchores. Der Weg zur Kirche am Sonntag blieb die einzige Ausnahme, sonst bewegten sie sich nur innerhalb ihres eigenen Zaunes. Mit dieser Stille war auch ein tiefer Friede in die Eymatt eingezogen.

Basti kam, wenn der Dienst ihn freiliess. Er war ja mit dem Herrn Regierungrat so gut bekannt geworden, damals bei seinem glänzenden Vortrag in

Aaschwand, der dort bei den Bauern immer noch in guter Erinnerung war.

An diesen Besuch im Hochboden knüpfte Bastian, da er zum ersten Mal in der Eymatt zum Vater an den Tisch trat. Er wurde gut aufgenommen. Ein Gast in dieser trüben, einsamen Zeit galt doppelt viel. Basti musste sich zuerst daran gewöhnen, dass sein Elsi Bethli geheissen und gerufen wurde. Es war für ihn nicht immer leicht, an Bethlis liebem Gesicht vorbeizuschauen, so zu tun, als hätte er es vor kurzem zum ersten Mal gesehen. War für ihn auch nicht einfach, ein gutes Gespräch in Gang zu halten. Er hörte im Dorf, wie die Leute über den Stampfer schimpften und lästerten. Wie seine



Dann kam eine Mädchengestalt aus dem Heuschuber.

früheren Freunde nun die Ersten und die Lautesten waren im Beschuldigen. Wie sie über den langsamen Gang der Untersuchung jammerten und lieber heute als morgen den mächtigen Mann im Zuchthaus gesehen hätten. Basti sah aber auch, wie der Stampfer seine Zeit nützte. In dessen Kopf reifte ein Projekt für eine neue, einfache und weniger kostspielige Lösung der neuen Brücke. Er hatte seinen Sohn, den Zeno aus der Stadt kommen lassen. Hatte mit ihm einen ganzen Sonntag beraten und ihm viele Fragen mitgegeben, die dieser mit seinen Bekannten und Professoren behandeln und lösen sollte.

Eines Abends kam Basti spät noch in die Eymatt und sah den Vater am Tisch über neue Zeichnungen und Berechnungen gebeugt. Er wolle nicht stören, sagte Basti. Aber der Stampfer rief ihn zurück und erklärte ihm den neuen Plan. Sie sassen so nahe beisammen auf der Bank, so voll Eifer und Interesse und vertieften sich in die Zeichnungen und Berechnungen.

Zu später Stunde noch sagte Basti: „Ihr könnt wohl kaum mehr zur Ruhe gehen, so nimmt Euch dieses Projekt gefangen. Aber Ihr könnt mir glauben, mir geht's genau so. Ich habe auch einen Plan, der mir den Schlaf raubt und der mir keine ruhige Stunde lässt.“ Erstaunt und mit wachem Interesse hörte der Stampfer zu und fragte: „Erzähl mir Deinen Plan, vielleicht kann ich Dir raten.“ „Das bin ich gewiss“, entgegnete der junge Feldweibel, „und wie Ihr mir helfen könnt!“ „Also los, mach keine lange Geschichte“, sagte der Vater und packte seine Pläne zusammen.

„Eben ist es eine lange Geschichte“, begann Basti und streckte seinen Rücken. „Aber ich will mich ganz kurz fassen. Ich weiss, Ihr wollt zuerst den Kern und dann erst die Schale kennen lernen. Der innerste Kern ist Euer Bethli. Wir möchten gerne heiraten, Elsi und ich, und dann ... und dann ...“ Schon bei dem Namen Bethli war ein wüster Schatten über des Stampfers Stirne gefahren und seine Augen wurden klein und stechend, dann fuhr der Vater dazwischen: „Was ist das für ein Elsi?“ Basti fasste sich wieder: „Ja, das ist eben die Geschichte. Jetzt muss ich doch zuerst von vorne anfangen. Ich habe vor bald zwei Jahren Euer Bethli als Elsi kennen gelernt. Wir haben uns sehr lieb. Ich will nicht mehr hier bei Euch am Tisch sitzen, ohne dass Ihr davon wisst. Ich will euch offen bekennen, ich habe nicht gewusst, dass s'Elsi Euere Tochter ist. Aber ich habe nur einen einzigen Wunsch, dass Euer Bethli einmal meine Frau werden kann. Und jetzt könnt Ihr mich aus der Stube jagen. Ich habe es Euch sagen müssen.“

Bleich sass der junge Unteroffizier dem Vater gegenüber, der seinen Kopf und Blick längst wieder gesenkt hatte. Basti war jede Sekunde bereit aufzuspringen. Wie ein Jäger verfolgte er die kleinste Bewegung der starken Hände. Die Fliegen summtan an den Fensterscheiben. Ein Nachtfalter wirbelte um das Licht.

Endlich fing der Vater zu reden an, mit einer müden, dunkeln Stimme: „Kaum ist es heimgekehrt, will es wieder fort ... Junger Mann, wenn Du vor ein paar Monaten mit einem solchen Anliegen zu mir gekommen wärest, ich weiss nicht, was für ein Feuerwerk Dich aus der Stube gejagt hätte. Viel hat sich in der letzten Zeit in mir geändert.“

Eine lange Pause blieb in der Luft hängen. Basti wagte es nicht ein Wort zu sprechen. Un-erträglich lastete die Stille in der Stube, bis der geduckte Mann wieder mit seinen bedächtigen Worten kam und dann wieder nach jedem Satz, tief in Gedanken versunken inne hielt: „Ich habe nun gelernt, meinen Blick vom Grossen auf das Kleine zu wenden. Und ich habe im Kleinen grössere Werte gefunden. Ich habe auch lernen müssen, dass mit der eigenen Kraft wenig oder nichts zu machen ist. Ich muss jetzt jeden Tag und jede Stunde, die mir nicht etwas Böses bringt, gern und dankbar aus Gottes Hand annehmen. So klein bin ich geworden. Und wenn ich auch fast gar kaputt gehe dabei, ich möchte diese Lehrzeit nicht missen. Ich habe damit meine nächsten und liebsten Menschen zurückgewonnen. Die will ich aber nun behalten. Mein junger Freund, Du kannst mich kaum verstehen. Du hast zu wenig gelitten. Stürmst hier herein und denkst nur an Dich. Das habe ich auch getan ... und bin elend geworden dabei. Ich will Dir nicht böse sein darum. Das Leben fragt nicht viel nach den Wünschen unserer Herzen. Aber ich bitte Gott, dass er mir über diese bösen Jahre das Bethli dalässt. Dann können wir schauen, ob der liebe Gott Deine oder meine Partei ergreift. Wie es kommt, will ich es annehmen.“

Basti hätte Hohn und Spott, Zorn und Stampfen eher erwartet und wohl auch besser ertragen als diese Worte. In sich zusammengesunken sass er da. Aber die Ruhe und der Ernst in der Sprache des gebeugten Mannes gaben ihm den Mut, nochmals zu sprechen: „Euer ältester Sohn ist fort und wird Baumeister, der andere, der jüngste, geht ins Studium und wird auch kein Bauer. Ihr wirtschaftet mit fremden Knechten. Ich schaffe mehr als ein Knecht besser und treuer. Dann kann ich beim Bethli und es bei Euch bleiben. Das ist mein Vorschlag, den ich Euch unterbreiten will.“ Da der Vater lange kein Wort sprach, fuhr Basti wieder fort:

„Wir haben zuhause heute genug. Mein Vater ist wieder gut bei Kräften, der Ferdinand, mein Bruder, möchte auch einmal ein Heimen übernehmen, und dann sind immer noch der Walti und Fons da. Was würdet Ihr mir da raten?“

Die ernste Miene heiterte sich langsam auf. Fast gar kam ein verschmitztes Lächeln in seine Augen. „Du willst es dem lieben Gott leicht machen, Partei zu ergreifen. Wir wollen schauen, auf wen er zuerst die Hand legt. Sag dem Bethli noch nichts von dem, was wir gesprochen haben, und jetzt, gut Nacht!“

Langsam und lautlos ging der Stampfer auf seinen blossen Füßen auf die Kammertüre zu. Und ebenso besorgt, keinen Lärm zu machen und sich mit keinem Tritt zu verraten, schritt Basti auf die Laube hinaus, stieg die Treppe hinab und über die Matte davon.

„Dir will ich's sagen, weil Du schweigen kannst.“

Ein Ingenieur aus der Stadt kam in die Ey-matt und blieb einige Tage zu Gast. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht brüteten sie über den Plänen und Berechnungen, bis sie die Skizze soweit bereinigt hatten, dass sie eingabereit an die Regierung gesandt werden konnte.

Schon vor Bastis Abreise und immer wieder wollte Bethli einmal allein mit dem Vater reden. Es war wie verhext. Immer kam etwas dazwischen. Dann kam der Jüngste, der Ambros, für einige Ferientage heim. Immer wieder musste Bethli sein Anliegen verschieben.

Nun sassen sie am Sonntag beide beim Frühstück. Es war mit dem Vater in der Frühmesse gewesen. Die andern kamen noch lange nicht vom Pfarrgottesdienst zurück. Bethli schloss die Fenster zu, füllte noch einmal Vaters Kaffeekasse, dann setzte es sich gerade vor ihn hin und sagte. „Vater, darf ich Dich etwas sehr Ernstes fragen?“ Er löffelte noch zwei Brotbrocken aus der Tasse, dann schaute er mit einem offenen und einem halbgeschlossenen Auge auf: „Warum nicht, frag nur.“

„Vater, ich möchte, dass Du mir offen und ehrlich die volle Wahrheit sagst.“ Und er kurz und scharf: „Kennst Du mich als Lügner?“ „Nein, Vater“, begann Bethli wieder und legte die ganze Wärme seiner Stimme in die Worte, „nein, das gewiss nicht. Aber ich weiss, dass Du es keinem Menschen sagen willst. Und mich und die Mutter quält es Tag und Nacht.“

„Mach keine lange Geschichte, heraus mit der Sprache. Du weisst, dass ich das lange Herumreden nicht mag.“ „Willst Du mir in jedem Fall die offene Wahrheit sagen?“ „Ja, wenn ich kann.“ – „Du musst es können und Du kannst

es, Vater. Sag mir, was hast Du in jener Nacht gemacht, da die Brücke brannte? Wo bist Du gewesen in den Stunden zwischen Deiner Heimfahrt vom Taldorf bis zu der Zeit, da Du der Feuerwehr begegnet bist?“ – Finster starrte der Stampfer in das Mädchengesicht. Unter seinem Schnauz presste er die Lippen hart aufeinander und schwieg. „Weisst Du, Vater“, fuhr Bethli mutig fort, „die Mutter kann nicht begreifen, dass Du es den Leuten von der Polizei, und noch viel weniger verstehen, dass Du es ihr nicht sagst, auf alle Bitten hin nicht sagen willst. Weisst Du, was die Leute im Dorf davon halten? Sie sagen, man hätte das doch nie an Dir gekannt, aber es könne nicht anders sein, Du seiest heimlich bei einer fremden Frau gewesen.“

Der starke Mann nahm diesen Schlag auf, ohne einen Laut. Nur die Lider der Augen schlossen sich noch enger: „So, auch das muss mich noch treffen. Sag der Mutter, sie müsse deswegen keine bösen Gedanken haben. Das ist eine Lüge, eine bössartige Verleumdung, wie alles, wie der ganze Verdacht. Aber Dir will ich es jetzt sagen, in Dein Geheimnis hinein, damit nicht auch Du noch an mir zweifelst.“ Er schob seine Ellbogen weit auf die Tischplatte hervor, stützte sich dann schwer auf und begann ruhig und einfach zu erzählen: „Du weisst vielleicht nicht, wie stark damals die Gegenpartei gegen meine Pläne arbeitete. – Ich wusste, dass der Bauer im Granti heimlich gegen mich die Leute aufhetzte. Ich kam an jenem Abend ziemlich spät mit meinem Jeep das untere Tal hinauf, fuhr über die Brücke und weiter auf der ebenen Strasse. – Beim grossen Kreuz sah ich im Haus weit oben am Hang, im Granti, noch Licht. Ich hatte einige Gläser Wein getrunken und war so recht angriffig in Stimmung. Da kam mir im Fahren plötzlich der Gedanke auf, ich könnte zu dem Bauer ins Granti hinauf gehen und dem einmal richtig und gründlich das Zifferblatt butzen, seinen Kopf voll dummer Sprüche ausräumen. Ich fuhr mit dem Jeep von der Strasse ab und versteckte ihn hinter den Erlen. Stieg den Fussweg hinauf und kam zu dem Haus. Da sah ich, weil an einem Fenster die Vorhänge nicht zugezogen waren, eine ganze Versammlung um den Tisch. Nicht Kilterbuben und junge Springer, Männer aus dem Dorf und von den Heimen. Einige waren dabei, die ich im guten Glauben zu meiner Partei zählen konnte. Ich hörte nicht, was sie redeten. Darum wartete ich, wollte genau sehen, wer bei dieser Zusammenkunft dabei war und wollte hören, was sie vor dem Haus und auf dem Heimweg zu einander sagen würden. Ich musste lange warten. Erst spät kamen sie unters Licht. Ich weiss, es ist

nicht eben fein und anständig, im Dunkeln die Gespräche abzulauschen. Ich hätte es vielleicht auch nicht getan, wenn ich zuerst schon gewahr geworden wäre, wer da beisammen ist. Item, sie gingen fort und auf das Dorf zu, und ich ganz zuletzt und etwas später den stotzigen Weg hinunter zu meinem Jeep. Dann brannte die Brücke. Kein Mensch hat mich gesehen. Wenn ich das dem Verhörer erzählt hätte, dann hätte es mir nichts genützt, denn ich hatte keinen Zeugen. Ich war von niemandem gesehen worden. Da ich eingestiegen war, sah ich, dass ich den Kontaktschlüssel habe stecken lassen und war erstaunt, dass der Motor noch warm war. Aber ich habe nicht besonders darauf geachtet, weil mir die Verräter in den eigenen Reihen so viel zu denken gaben. Dir, Bethli, kann ich für meinen Bericht auch keine Zeugen aufrufen. Aber Du glaubst mir. Und Du kannst schweigen, das weiss ich, weil Du Dich in der Fremde die ganzen Jahre nicht mit einem Wort verraten hast.“

„Meinst Du, Vater, Deine Kollegen in der Regierung hätten Dir das nicht geglaubt? Hast Du nicht so viel Vertrauen zu ihnen?“ frug Bethli. „Mein liebes Kind“, sagte der Vater mit einem nachsichtigen Lächeln, „dort gelten nur die Beweise. Und was ich seitdem erfahren habe, lehrt mich zu denken, sie seien froh, mich los zu sein. Sie haben es ruhiger seither in der Ratsstube. Viele wichtige Probleme bleiben jetzt unberaten.“ „Und Du hast geschwiegen, Vater, und jedesmal die Auskunft und damit den Verdacht verstärkt?“

„Bethli, die Wahrheit kommt sicher immer einmal zum Durchbruch, ob zu unseren Lebzeiten oder später, das hat Gott in der Hand.“

Über die neue Brücke fährt das Glück.

Im Rathaus des Kantonshauptortes prüften Fachmänner und Regierungsleute die vom eingeklagten und verbannten Regierungsrat eingebrachten Pläne für die neue Tobelbrücke. Sie staunten über den Mut, unter diesen Verhältnissen eine solche Arbeit einzureichen und mit so bestimmter Sicherheit in den Begleitschreiben zu vertreten. Einige lächelten auch über diese wohl nicht sehr aussichtsreichen Eingaben. Einer der Herren spottete giftig: „Man könnte dieses Projekt mit dem Namen ‚Zuchthäuserbrücke‘ taufen.“

Auf der Gerichtskanzlei prüften die Herren Richter die Akten über den Brückenbrand. Sie waren der Ansicht, dass die entscheidende Gerichtsverhandlung nicht mehr weiter verzögert werden dürfe, da im Volk ein gewisser Unmut immer lauter werde. Sie beschlossen, in vierzehn Tagen das Gericht hierüber zu eröffnen.

Indessen trat ein Ereignis ein, das in seiner Alltäglichkeit kaum je Aufsehen zu machen versprach, das aber doch weitherum die Bevölkerung und manche Zeitungsschreiber in etliche Aufregung zu versetzen vermochte.

In der Nacht wurde auf einem einsamen Gehöft ein Dieb erwischt, der in den Speicher eingebrochen und einen fetten Käs zu stehlen im Begriffe war. Die Polizei sperrte ihn ein und nahm ihn bei Gelegenheit ins Verhör. In den Tagen des langweiligen Arrestes war dem Brunnen-Veri, das war nämlich der kühne Kässchelm, schon ein ordentlicher Bart gewachsen. Der Verhörer stocherte, wie bei allen unheilbaren Landstreichern, mit seinen Fragen in der Vergangenheit des Gefangenen herum. Seine jahrelange Erfahrung und seine erprobte Taktik brachten es soweit, dass sich der Veri in seinen Antworten verhaspelte und Andeutungen machte, die den Richter aufmerken liessen. Er drehte und wendete den Delinquenten wie an einem Bratspiess, schickte ihn zu schmaler Kost und Durst ins Gefängnis zurück und nahm ihn wieder vor, bis in sauberer, schöner Schrift ungefähr folgendes Geständnis zu Papier gebracht war, und die zitterige und bockige Unterschrift des Verhörten darunter stand.

In der besagten Nacht kam ich, so bekannte der Veri, das genaue Datum des Brückenbrandes war hier besonders deutlich eingetragen und unterstrichen, das Tal hinauf und ging über die Brücke. Jedesmal bei dem Durchschreiten der Brücke kam mir der Stampfer in den Sinn, der mich von meiner guten Stelle beim Förster vertrieben und ins Elend hinausgestossen hat. Mit meinem Schnaps im Kopf fluchte ich besonders kräftig und laut über den Stampfer. Mein Zorn war auch nach einer guten halben Stunde Marsch noch nicht verraucht. Ich sah hinter den Erlen einen Jeep stehen, wollte nachschauen, ob vielleicht etwas Essbares darin liegen geblieben sei. Da sah ich an der Nummer, dass es der Wagen des Stampfers war. Sah auch, dass der Schlüssel steckte und dass ein Benzinfass aufgeladen war. Zuerst wollte ich nur dem Stampfer einen Streich spielen und das Fass in den Graben werfen, merkte aber, dass es bis oben gefüllt war. Dann wollte ich den Jeep auf die Strasse fahren und ihn in den Graben manövrieren. Weil aber der Motor so leicht ansprang und der Wagen so schön zu lenken war, beschloss ich damit eine kleine Spritzfahrt zu unternehmen. Ich fuhr also wieder dem Tal zu und kam zur Brücke. Plötzlich fiel mir ein, wenn ich die Brücke anzünde, dann fliegt der Stampfer ins Käfig, weil jedermann denkt, nur der Stampfer sei dies imstande. Endlich sah ich eine Möglichkeit, mich radikal an ihm zu rächen.

Ich fuhr das Tal hinab bis zur Abzweigung, wo ich den Jeep wenden konnte. Fuhr auf die Brücke und leerte das halbe Fass Benzin auf den Brückenboden aus. Ich fuhr mit dem Jeep in eine sichere Entfernung, lief den Motor laufen, ging zurück, zündete das Benzin an, sprang zurück und auf den fahrtbereiten Wagen und fuhr bis zu den Erben so schnell der Wagen ging. Dort stellte ich ihn wieder ins Versteck, genau so wie er gestanden hatte. Und stieg dann auf der andern Seite an den Rain hinauf um zu schauen, ob die Brücke auch richtig in Brand gekommen sei. Ich hörte das Läuten und die Feuerwehr und verzog mich dann über die Matten in eine abgelegene Scheune hinauf.

Das war der Bericht, der aus Veris vielen Verhören zusammengestellt werden konnte.

Wieder schlichen die Gerüchte und Vermutungen allen offiziellen Verlautbarungen voraus. Wiederum summten die Drähte der Telefonleitungen, die sieben Gespräche gleichzeitig hätten durchgeben sollen. Wiederum fuhr der Landammann mit seinem Auto über die Notbrücke und auf das Dorf Rohrwil zu. Aber diesmal stellte er seinen Wagen ganz nahe am Eymatt-Haus hin. Etwas weniger steif, aber umso freundlicher stieg er die Treppe hinauf, bot dem Stampfer mit Wärme und Herzlichkeit die Hand, trank diesmal mehr als nur ein halbes Glas von dem freudig dargebotenen Wein, und legte eine besonders liebenswürdige Betonung in das Wort Kollege.

* * *

Was wäre nicht alles noch zu berichten von dem frohen Familienfest, das nun in der Eymatt-Stube ausbrach. – Von den Freudentränen der Mutter, vom Jubel und den Küssen der beiden Mädchen. Von den Dorfleuten, die bis spät in die Nacht herzukamen und versicherten, sie hätten immer und immer an des Herrn Regierungsrats Unschuld felsenfest geglaubt.

Und was wäre zu erzählen von dem überlauten Telefongespräch, das die Leitung von der Eymatt zum Hochboden so lange blockierte.

Von den Briefen und den Zeitungsartikeln und dem Schreiben des hohen Regierungsrates.

* * *

Nun fand das Brückenprojekt aus der Eymatt Gnade vor den Augen der Fach- und Amtsleute. Schon im Frühling wurde der neue Brückenbau nach der Idee des vermeintlichen Brandstifters in Angriff genommen. Was war das für ein Sprengen und Bohren, ein Fauchen und Brummen der Traktoren und Lastwagen, ein Rufen und Kommandieren der Ingenieure, Techniker und Bauführer in der engen Schlucht auf dem weit hinauf terrassierten Bauplatz.

Und dann, wie feierlich erscholl die Musik bei der Einweihung der Brücke. Trachtenmädchen mit Blumensträussen, Ministranten mit Weihrauchfässern, fremde Delegationen und Gäste, die Regierung in corpore, Flaggen und Fahne, Radioteleute und Zeitungsreporter. Nun war der Riegel gesprengt, das Tal geöffnet, frei für den grossen Strom der Welt.

* * *

Nur von einer einzigen Hin- und Rückfahrt auf dieser kühn gespannten neuen Brücke sei hier noch kurz Bericht getan.

An einem zauberig hellen Maienmorgen fuhren zwei Auto vom Tal hinauf voll von fröhlichen Gesichtern. Bekrönt mit weissen Bändern und Maienblüten. Die Familie vom Hochboden schwenkte ihre Tücher im frohen Winken, und der Tobelwind blies kräftig hinein.

Am Nachmittag des selben Tages kamen die Wagen wieder über die Brücke zurück. Froher noch das Lachen, übermütiger noch das Jauchen und Singen. Ein weisser Schleier füllte das Rückfenster der breiten Karosse. Ein Myrtenkranz leuchtete über einem glücklichen Gesichtlein, das sich an Bastis starke Schultern so lieb und traulich anlehnte. „Vater“, rief die überselige Braut, „Vater, schau Deine Brücke, sie führt uns sicher ins Glück und trägt uns wieder, wenn wir voll Freude zu Dir heimkommen.“

– Ende –

